

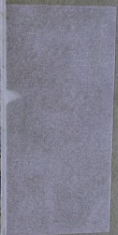
Am Ausgang der deutschen Ostpolitik

Persönliche Erlebnisse
und Erinnerungen von
August Winnig



Staatspolitischer Verlag G.m.b.H. Berlin

94.



B I 278

K. Winnig

B
9142
Winnig, A.

Am Ausgang der deutschen Ostpolitik

Persönliche
Erlebnisse und Erinnerungen

von

August Winnig

Valsts Arhivs.
J. Nr. 4784



19

21

Staatspolitischer Verlag G. m. b. H. :: Berlin

Laiwijas Nacionālā
BIBLIOTEKA

294-12.690

~~sf. 48.166k~~



Staatspolitischer Verlag G. m. b. H., Berlin

Uebersetzung und alle anderen Rechte vorbehalten

Copyright 1921 by

Staatspolitischer Verlag G. m. b. H., Berlin

(Formel für den Urheberrecht in den Vereinigten Staaten von
Nordamerika)

Der Inhalt dieses Buches kam in einzelnen Aufsätzen zuerst in der Zeitschrift „Morgen“,
Herausgeber August Winnig, Verlag Königsberg i. Pr., Königstraße Nr. 8, zum Abdruck.

Vorwort.

Diese persönlichen und persönlich gehaltenen Erinnerungen aus der Zeit meiner Tätigkeit im Baltenslande erheben nicht den Anspruch, als tiefschürfendes Geschichtswerk angesehen zu werden. Zu einem solchen Werke fehlt mir das Werkzeug. Die Akten über die politischen Vorgänge in jener Zeit sind mir nicht zugänglich. Ich stütze mich bei diesen Schilderungen auf Briefe, die ich damals mit ziemlicher Regelmäßigkeit an die gleiche Adresse sandte und die mir zu diesem Zwecke wieder zur Verfügung gestellt wurden. Diese Briefe waren nicht in der Absicht geschrieben, sie später als Geschichtsquellen zu benutzen, es ist darum nicht ganz ausgeschlossen, daß die Zeitangaben in einigen Fällen nicht ganz genau sind, doch kann es sich dabei nur um zwei oder drei Fälle handeln, wo ich mich auf andeutende Angaben wie „vor einigen Tagen“ stützen mußte und bei der Feststellung des genauen Datums vielleicht doch nicht das richtige traf. Obwohl das in diesem Zusammenhange nicht von Bedeutung ist, will ich doch auf diese Möglichkeit aufmerksam machen. Außer diesen Briefen benutze ich persönliche Notizen, die in manchen Fällen ausführlich, in anderen wieder kurz andeutend gehalten waren und dann durch das Gedächtnis ergänzt werden mußten. Auch dabei sind naturgemäß Irrtümer nicht ganz ausgeschlossen, auch wenn man mit der Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit vorgeht, die ich mir zur Pflicht gemacht hatte. Solche Irrtümer werden sich auf Zeiten und Personen beschränken; die tatsächlichen Vorgänge sind, was ich hiernach mit Nachdruck betonen will, mit jedem Zweifel ausschließender Zuverlässigkeit geschildert.

Die Niederschrift und Veröffentlichung meiner Erinnerungen bedarf keiner Rechtfertigung.

Sie waren zuerst für die von mir herausgegebene Wochenschrift „Morgen“ geschrieben, in der sie kapitelweise erschienen. In dieser Buchausgabe sind einige nachträglich bemerkte Irrtümer der oben erwähnten Art richtiggestellt. Außerdem ist das Schlußkapitel neu hinzugekommen.

Königsberg Pr., den 15. März 1921.

H. W.

I.

Wie ich nach dem Osten kam.

Kurz nach der Besetzung Estlands durch unsere Truppen hatte ich im letzten Augenblick einen Vortrag in einer Volksversammlung in Altona übernehmen müssen. Nach den Anzeigen hatte ich „Für Völkerverständigung — gegen Annexionen“ zu sprechen. Ich hatte mich bei der Kürze der Zeit nicht gehörig vorbereiten können, insbesondere hatte ich die durch jenen Vormarsch geschaffene Lage noch nicht gründlich bedacht und fühlte mich darum etwas unsicher. Es war mir nicht unerwünscht, daß ich noch vor dem Vortrage Gelegenheit zu einer Unterhaltung mit den führenden Parteifreunden Altonas fand. In dieser Unterhaltung wurde auch die Randstaatenfrage im Osten durchgesprochen. Ich hatte das, was man die deutsche Randstaatenpolitik nannte, für vernunftwidrig gehalten. Nicht etwa aus jener von so vielen meiner Parteifreunde beobachteten edeln Pietät vor den Beschlüssen des Wiener Kongresses, und erst recht nicht aus Anhänglichkeit an den Status quo ante bellum, sondern infolge meiner Ueberzeugung, daß der geschichtliche Fortschritt nicht die Schaffung kleiner, leistungsschwacher Nationalstaaten verträge, vielmehr die Bildung großer, einheitlich verwalteter Wirtschaftsgebiete fordere. Darum meinte ich: wem die russischen Randgebiete zufallen sollten, müßte die Macht entscheiden, aber selbständig dürften sie nicht werden, das sei der Vernunft der Weltgeschichte zuwider, wie denn überhaupt die Parole: Selbständigkeit der kleinen Nationen! eine Weisheit von vorgestern, eine Kleinbürgerei sei. Man hielt mir entgegen, daß die schon längst geschehene Wiederaufrichtung des polnischen Staates eine Tatsache sei, die sich nicht mehr rückgängig machen lasse und die nun auch die Entscheidung über die übrigen östlichen Randgebiete beeinflusse. Das war leider richtig.

Dieser Vorgang war der Anlaß, daß ich mich alsbald eingehender mit den Fragen des Ostens, mit seiner Geschichte, Wirtschaft und Verwaltung beschäftigte. Ich tat es aus der bloßen Teilnahme des Staatsbürgers für die großen politischen Fragen und konnte nicht wissen, daß ich die so erworbene Kenntnis einmal amtlich verwerten sollte.

Im Juli 1918 ließ das Reichsamt des Innern bei mir anfragen, ob ich mich an einer Studienreise nach den baltischen Landen beteiligen würde. Ich sagte zu und sollte weitere führende Gewerkschafter nennen, die man zu der Reise einladen könnte. Auf meine Vorstellung hin nahm man von dem Plane einer großen Gesellschaftsreise Abstand und beschränkte sich auf ganz kleine Gruppen. Die erste bestand aus Herrn Paul Umbreit, dem Schriftleiter des

vom Gewerkschaftsbunde herausgegebenen „Korrespondenzblattes“, und mir. Wir verließen Berlin Ende September 1918. Unsere Reise sollte etwa zwei Wochen dauern. Wir besuchten Libau, Mitau, Riga, Dorpat und Reval. Paul Umbreit besuchte auch noch Kowno, während ich nach zwöftägiger Reise nach Deutschland zurückkehrte, wo ich zunächst in Berlin dem Reichsamt einen zusammenfassenden mündlichen Bericht gab und einen ausführlichen schriftlichen in Aussicht stellte.

Angeblich sollte unsere Reise den Zweck haben, führende Gewerkschafter mit dem Siedlungswesen im Baltischen Lande bekannt zu machen, um sie für die weitgehenden deutschen Siedlungspläne zu gewinnen. Mir war diese Frage nicht ganz neu. Schon im Jahre 1915 hatte ich einem Vortrag des kurländischen Gutsbesizers und Siedlungspraktikers Silvio Bröderich beigewohnt, den dieser Herr vor einem kleinen Kreise hamburgischer Politiker hielt; bei meinem Studium war ich gleichfalls auf die neueren deutschen Siedlungsversuche gestoßen.

Den besten Ueberblick über die bis dahin von der deutschen Verwaltung der baltischen Lande getroffenen Maßnahmen auf dem Gebiet der Siedlung gab mir eine sehr instruktive Unterhaltung mit dem Kreishauptmann des Kreises Grobin, — das war Baron Knigge in Libau. Knigge ist selber Landwirt (er ist in Hannover und Westpreußen begütert), ist in Kurland geboren und hat dort seine Jugend verlebt. Er brachte also viel Fähigkeiten für die Lösung der im Siedlungswesen aufgeworfenen Fragen mit, und außerdem war er ein deutscher Patriot mit einem guten Blick für die wirtschaftlichen Notwendigkeiten im Vaterlande. — Daß der Krieg mit einem solchen Vernichtungsfrieden enden würde, war um jene Zeit noch nicht anzunehmen. Die schlimmen Folgen des Flankenstoßes nach dem Uebergang über die Marne und der Umklammerung von Reims waren allerdings schon da. Die Front war im Weichen. Aber man konnte noch nicht voraussehen, daß der Zusammenbruch bereits vor der Tür stand. Ich hatte im August 1918 in der „Glocke“, die damals das Sprachrohr der deutschen Rechtssozialisten war, entweder in meinem Offnen Brief an Leon Souhaug, den französischen Legien, oder in einem besonderen Aufsatz über die Kriegslage ausgesprochen, daß zwar die unverkennbare Ueberlegenheit der Gegner an Menschen und Material den Erfolg haben würde, die deutschen Kräfte Schritt um Schritt zurückzudrängen, und daß darum der Sieg des Verbandes jetzt das wahrscheinlichere geworden sei. Ich hatte aber auch geschrieben (und zwar mit der Absicht, damit auf deutsche Entschlüsse einzuwirken), daß der deutsche Rückzug über Belgien gehen würde, das Meile um Meile Schauplatz eines wütenden Endkampfes um das besetzte Gebiet werden würde, — daß also der völlige militärische Sieg nur für den Preis einer gänzlichen Zerstörung Belgiens zu haben sei. Ich hoffte, daß diese Aussicht den Feindverband zur Gewährung maßvoller Friedensbedingungen bestimmen würde, ehe es zu einem solchen Endkampf käme. Auch in diesem Falle werde die industrielle und kommerzielle Weltstellung Deutschlands einen furchtbaren Schlag erhalten und man müsse nach Möglichkeit den dann überschüssigen Teil der deutschen Bevölkerung in Gebiete abfließen lassen, wo er dem deutschen Volkstum nicht verloren ginge. Solche Gebiete waren die baltischen Lande mit ihrer großen Aufnahmefähigkeit für Siedler. Aus diesen Erwägungen stand ich von vornherein den deutschen Siedlungsplänen im Baltischen Lande zustimmend gegenüber.

Es ist in diesem Zusammenhange nicht von Belang, was um jene Zeit geschehen war, um das großzügige Siedlungswerk vorzubereiten. Der kurländische Adel hatte sich erboten, ein Drittel seines Grundbesitzes zum Preise von 1914 für die Siedlung zur Verfügung zu stellen. Die Ritterschaft Estlands und Livlands hatte solchen Beschluß noch nicht gefaßt. In Kurland war man dabei, die Abtrennung des Siedlungslandes durchzuführen, was naturgemäß nicht leicht war, da man dabei so verfahren mußte, daß sowohl das Stammgut wie die Siedlungen wirtschaftlich blieben beziehungsweise wurden. Wir besuchten mehrere Güter, um eine Vorstellung vom Stand der Landwirtschaft zu gewinnen. Der Gesamteindruck war der, daß die künftigen Siedler auf diesem bisher allergrößtenteils nur extensiv bearbeiteten Boden einen schweren Stand haben würden, daß ihnen viel Hilfe zuteil werden müsse. Es fehlte an Vorflut und insolge dessen an Drainage, das Vieh schien mir kein guter Schlag zu sein, das Weggeneß war für deutsche Begriffe sehr spärlich und schlecht.

Bei diesen Reisen blieb mir zuweilen Zeit, mich um Dinge zu kümmern, die nicht Gegenstand der amtlichen Besichtigung und Unterrichtung waren. Ein Besuch einer größeren Militärwerkstätte in Libau ließ mich einen Blick in die Arbeiterpolitik der Militärbehörde tun. Er zeigte mir nicht ausschließlich befriedigende Zustände. Die technische Ausrüstung und die Gesundheitspflege waren nicht zu beanstanden. Dagegen war die Entlohnung der Arbeiter erschreckend dürftig. Die Löhne schwankten zwischen 5 Mark und 6,50 Mark. Zur gleichen Zeit kostete ein Pfund Kartoffeln 75 Pfennig, ein Pfund Brot 1,90 Mark. In Mitauer Heeresbetrieben war es um ein geringes besser. Meine Versuche, mit den lettischen Arbeitern zu sprechen, hatten keinen Erfolg, die Leute trauten mir nicht und taten, als ob sie nicht deutsch verstünden.

In Riga hatte ich den Besuch einiger lettischer Patrioten. Ich besprach mit ihnen die Zukunft ihres Landes. Nur nicht wieder zu Rußland! sagten sie. Selbständig? Ja — wenigstens in der Verwaltung; Verkehr, Währung, Wirtschaftspolitik gemeinsam mit Deutschland. „Wir wollen,“ sagte einer von ihnen, „lieber auf dem baltischen Hügellande der deutschen Kultur, als auf der sarmatischen Ebene russischer Barbarei stehen.“ Das waren Vertreter des besitzenden Bürgertums; mit lettischen Sozialisten kam ich bei dieser Reise noch nicht zusammen. Ich hörte Klagen über harte Militärjustiz und nahm Bittschriften an, die ich befürwortend befördern wollte.

In Reval kam ich nur mit der deutschstämmigen bürgerlichen Bevölkerung zusammen. Unser Aufenthalt dauerte nur 24 Stunden und genügte gerade, um den Hafen und die große Luttersche Sperrholzfabrik zu besichtigen. Diese Fabrik war übrigens der einzige bürgerliche Großbetrieb, den ich wirklich arbeitend sah. Die Arbeiter verdienten 12 bis 16 Mark für den zehnstündigen Arbeitstag. Ergiebiger war der etwas länger bemessene Aufenthalt in Dorpat. Dies ist die deutscheste der größeren baltischen Städte. In Libau, Mitau, Riga und Reval ist nur der Stadtkern deutsch — d. h. in alter deutscher Bauart erbaut und vornehmlich von deutschstämmigen Bürgern bewohnt. Die elenden, schmutzigen Außenviertel bestehen aus niedrigen russischen Häusern und haben weder außen noch innen etwas deutsches. In Dorpat führte man uns bei einem gemeinsamen Essen mit Esthen zusammen, die bedingungslos deutschfreundlich waren, — es waren gutgestellte Bürger, die in Deutschland vor allem das Land der straffen Verwaltung und Ordnung schätzten. Nach dem Essen setzte ich mich mit

einigen der esthnischen Bürger zusammen und hörte sie ab. Da kamen dann doch manche Klagen heraus, die zum Teil das Schulwesen, zum Teil eine übertriebene Strenge der Militärgerichte betrafen. Wieder teilte man mir eine ganze Anzahl von unklugen Verhaftungen und unbegreiflich hohen Freiheitsstrafen mit, in denen ich Verwendung zusagte.

Im Reichsamt des Innern berichtete ich, wie bereits bemerkt, zusammengefaßt über meine Eindrücke und mahnte vor allem, daß man sich der Arbeiter in den Heeresbetrieben annähme, die ganz unerträglich elenden Löhne mindestens verdoppele und in den Betrieben Ausschüsse der Arbeiter zulasse. Ich setzte auseinander, daß man unmöglich die neuen Staaten nur auf die dünne soziale Oberschicht gründen könne; man müsse den Arbeitern vor allem erträgliche Daseinsbedingungen bieten, wenn man bei ihnen Neigung für Deutschland wecken wolle. Ich ließ keinen Zweifel darüber, daß man den deutschen Gewerkschaften die Unterstützung der deutschen Politik im Baltenslande unmöglich mache, wenn man nicht zu den Arbeitern dort ein besseres Verhältnis suche.

Zunächst konnte ich nicht feststellen, welchen Eindruck mein Bericht gemacht hatte. Kaum war ich jedoch zwei Wochen von der Reise zurückgekehrt, als man mich erneut ersuchte, ins Baltensland zu gehen, und zwar mit bestimmten Aufträgen, aber leider noch ohne Vollmachten. Man stellte mir mündlich das größte Entgegenkommen in Aussicht, so daß ich am 25. Oktober 1918 zum zweiten Male die Reise nach dem Baltenslande antrat.

Ich ahnte nicht, was meiner dort harrte.

II.

Als Unterhändler bei den Letten.

Der Auftrag, mit dem mich die Regierung des Prinzen Max nach den baltischen Landen sandte, besagte, daß ich versuchen sollte, mit geeigneten Vertretern der Esthen und Letten zu sprechen und sie für eine deutschfreundliche Politik zu gewinnen. Ich hielt es für richtig, vorher mit dem Vorstande der Deutschen Sozialdemokratischen Partei zu sprechen und mir von ihm, wenn möglich, einige Adressen geben zu lassen. Es blieben mir dazu nur einige Stunden. In Berlin ging ich zu Dr. David, der damals im Auswärtigen Amt saß. Er selbst konnte mir wenig sagen, gab mir aber mehrere Briefe Rigaischer Sozialisten, in denen Beschwerde über die deutsche Verwaltung geführt wurde. Dr. David mochte die Nähe des Zusammenbruches bereits fühlen — er hatte für die politische Seite meiner Aufgabe kein sonderliches Interesse —, sprach von den „Dummheiten und Schweinereien da oben“ und riet mir, recht gründlich in diese Dinge hineinzuleuchten.

Es blieb mir noch Zeit, in den gerade tagenden Reichstag zu gehen, wo ich ein Wort mit Ebert wechseln wollte. Ich hatte bis dahin wenig mit Ebert zu tun gehabt, doch hatten wir uns oft bei Konferenzen und ähnlichen Gelegenheiten gesehen. Er war mir das menschlich sympathischste Mitglied des Parteivorstandes. Seine Art, wie er die unter Bebel sehr gelockerten Beziehungen zu den Gewerkschaften wieder herstellte und ein geradezu ideales Verhältnis zwischen Partei und Gewerkschaften schuf oder doch mitschuf, hatte mir großes Vertrauen auch zu seinen politischen Fähigkeiten gegeben. Ich will schon hier hinzufügen, daß ich dies Vertrauen nie verloren habe. Seine Wahl zum Reichspräsidenten war eine Notwendigkeit, und ich glaube nicht, daß ein anderer Mann aus den Regierungsparteien das Präsidentenamt besser ausgefüllt hätte als Ebert. Trotzdem war seine Wahl zu bedauern, denn in der Partei war Ebert nicht zu ersetzen; hier sank sein Einfluß naturgemäß, als er Präsident geworden war, und das ist weder der Sozialdemokratie noch dem Reiche gut bekommen. — Ebert war mit meiner Mission in diesem Augenblick nicht zufrieden. „Hier kommen die Dinge ins Rutschen — und da willst du fort?“ fragte er mich. — „Was kann ich hier helfen?“ fragte ich meinerseits; im übrigen stand meine Reise fest und ich hatte auch nicht die Absicht, sie mir jetzt noch ausreden zu lassen. Aber ich hatte eine Sorge, und über die wollte ich mit Ebert sprechen. Mir waren bedrohliche Nachrichten über unterirdische Geschichten in der Berliner Arbeiterschaft zugegangen. Die Berliner Arbeiterbewegung war mir im Laufe der Jahre immer unerfreulicher

geworden. Ein weltfremder Radikalismus beherrschte ihre politische Versammlungen. Die Beschlüsse und Resolutionen waren allermeist so verstiegen, daß man sie überhaupt nicht mehr ernst nahm. Jetzt hatte ich Sorge, daß der Teil der Arbeiterschaft, der Träger dieses Wesens war, durch die immer beklemmender werdenden Verhältnisse begünstigt und ermutigt, mit Versammlungen und Demonstrationen einen Druck auf die sozialdemokratische Reichstagsfraktion ausüben und sie zur Aenderung ihrer Taktik bewegen würde. Schon war die Frage der Abdankung des Kaisers in die öffentliche Erörterung geworfen worden. Man kann als verantwortlicher Mensch eine solche Frage in einem solchen Augenblick nicht nach abstrakten Prinzipien beurteilen, sondern muß die praktischen politischen und militärischen Folgen bedenken. Ich hielt die möglichen Folgen einer erzwungenen Abdankung des Kaisers bei dem Zustande unserer unter dem furchtbarsten Drucke stehenden Westfront für sehr schwer und befürchtete das Schlimmste für das Reich, wenn es zu solcher Abdankung käme. Von diesen Sorgen sprach ich zu Ebert. Wir gingen in der Kuppelhalle auf und ab und Ebert hörte mich sehr ernstgestimmt an. Ich fragte, ob die Parteileitung und Fraktion einem Sturme der Radikalen Stand halten würden. Ebert war ziemlich zuversichtlich in diesem Punkte und beruhigte mich, als ich mich von ihm verabschiedete: „Sei unbesorgt, wir lassen es nicht dahin kommen.“

Auf der Fahrt machte ich die Bekanntschaft des Barons Karl v. Manteuffel-Kahzdangen. Das war nun ein richtiger „baltischer Baron“. Unter dieser Bezeichnung verstand man bei uns so ungefähr das allerübelste politische Gewächs in des Herrgotts Menschengarten. Was Manteuffel angeht, so lernte ich in ihm einen deutschen Idealisten kennen, wie ich ihn gerade hier nicht vermutet hatte. Er hat, jetzt muß es wohl heißen: hatte auf seiner Besitzung einige größere deutsche Siedlungen geschaffen, etwa 50 deutsche Bauernstellen waren dort entstanden und Manteuffel hatte viel Opfer dafür gebracht. In der langen Unterhaltung, die naturgemäß die Stellung Deutschlands im Osten zum Gegenstande hatte, offenbarte Manteuffel eine bemerkenswerte Vorurteilslosigkeit in innerpolitischen Fragen, er ging stets von einem großzügig aufgefaßten nationalen Gedanken aus und hielt die innerpolitischen Streitpunkte für belanglos gegenüber der Notwendigkeit, neues Land für das Deutschtum zu gewinnen, was nur durch Siedlung möglich sei. Manteuffel gehörte zu den angenehmsten Balten, die ich kennen lernte.

Auf dieser wie auf der ersten Reise begleitete mich Dr. Burchard aus Hamburg, der von den Pasewalker Kürassieren zur Zivilverwaltung der baltischen Lande kommandiert war. Wir waren beide Mitglieder der Hamburgischen Bürgerschaft; aber auf den entgegengesetzten Flügeln der Parteifront sitzend, waren wir nur flüchtig miteinander bekannt geworden. Schon auf der ersten Reise hatte ich in Burchard einen in vielerlei Dingen unterrichteten und gemütsreichen Mann kennen gelernt; die oft tagelangen Fahrten auf den kurländischen Landwegen hatten wir zur Unterhaltung benutzt, und da Burchard bereits drei Jahre in Kurland war, so war er naturgemäß mit Land und Leuten vortrefflich bekannt. Er liebte Kurland wie seine Heimat. Seine Familie hatte dem hamburgischen Staate mehrere bewährte Führer gegeben, er war Hanseat mit Leib und Seele; sein Hanseatum aber fühlte sich dem Deutschtum des baltischen Koloniallandes eng verwandt, und Riga mit seinen ehrenfesten deutschen Bürger-

häußern und seinen Handelskontoren am breiten Dünaström erschien ihm wie eine Schwesterstadt Hamburgs. Schon auf der ersten Reise waren wir uns menschlich nahegekommen, und die Bereitwilligkeit, mit der Burchard auf meine politischen Vorschläge einging, hatte allmählich ein Verhältnis geschaffen, das beiderseits auf Vertrauen und Zuneigung beruhte.

Meine Aufgabe führte mich zunächst wieder nach Riga. Hier war der Sitz der Zivilverwaltung der baltischen Lande, an deren Spitze Herr v. G o s t l e r stand. Gostler war konservativer Abgeordneter des alten Reichstages. Wir hatten uns schon auf meiner ersten Reise kennengelernt und waren uns wohl beiderseits mit abwartendem Mißtrauen gegenübergetreten. Als ich ihn besuchte und mit meinen Plänen und Aufträgen bekannt machte, erwiderte er, er werde mir nichts in den Weg legen und es solle ihn freuen, wenn mir gelänge, was ihm und seinen Beamten nicht gelungen sei.

In wenigen Tagen hatte ich so viele Verbindungen mit den lettischen Volksparteien, daß es für meinen Zweck vollauf genug war. In den Briefen, die mir Dr. David übergeben hatte, stand als Absender der Vorsitzende des Arbeiterrats von Riga, Kleinberg. Zuerst konnte ich diesen Mann nicht finden. Ich vermutete einen Decknamen. Mein Freund Emil Krause in Hamburg hatte mir einen Ingenieur S k u b i l genannt, der Lette und Sozialdemokrat sein sollte. Ihn suchte ich auf. Er lud mich gleich ein, zum Tee bei ihm zu bleiben und nach einigen Stunden angeregter Unterhaltung hatte ich einen guten Ueberblick über das lettische Parteiwesen und die in ihm führenden Persönlichkeiten. Mit seiner Hilfe ermittelte ich als den mysteriösen Kleinberg einen praktischen Arzt K a l n i n. Die Frau des Herrn Skubil war Ärztin, sie hatte eine gute Praxis und unter deren Deckmantel kamen in diesem Hause viel oppositionelle Letten zu Konferenzzwecken zusammen. Hier lernte ich fast alle die Letten kennen, die nachher eine größere politische Rolle spielten.

Skubil war Trudowiki, d. i. Volkssozialist, doch hatte diese Partei keine Lebensfähigkeit bewiesen, und er hatte sich darum der Lettischen Sozialistischen Arbeiterpartei angeschlossen, die sich mit den russischen Menschewiki und den deutschen Unabhängigen vergleicht. Man darf jedoch diese Begriffsbestimmung nicht allzu genau nehmen. So bezeichneten die Letten selber ihre Parteistellung, aus der sie allsogleich das Recht ableiteten, mit den ungehobeltesten Ausdrücken über die „Sozialimperialisten Ebert und Scheidemann“ herzufallen. Sie hatten unter der deutschen Verwaltung nicht gerade Seide gesponnen, neben den wirklich gefährlichen Elementen hatte auch mancher harmlose Lette eine harte Hand gefühlt. Die deutsche Sozialdemokratie hatte das nicht verhindert. Aus dieser Lage verstand ich ihre Erbitterung und besänftigte sie damit, daß ich nun Erleichterungen und Besserungen in Aussicht stellte. Im übrigen dachten sie jedoch nicht daran, die lettisch-nationalen Angelegenheiten etwa so zu betrachten oder zu behandeln, wie die deutschen Unabhängigen die Angelegenheiten ihrer Nation. Die lettischen Sozialisten waren geradezu nationale Eiferer, und wenn ich sie unter Hinweis auf ihre internationalistischen Theoreme darauf aufmerksam machte, so rechtfertigten sie ihre Haltung mit den Worten: „Wir Letten sind eine unterdrückte Nation!“ — Wir Deutschen sind das nun auch geworden.

In dem Arzt Kalnin lernte ich einen radikalen Betten von äußerster Schroffheit des Tones und Unversöhnlichkeit der Gesinnung kennen. Jede Unterhaltung mit ihm nahm nach wenigen Sätzen eine Schärfe an, die für unsern lebenswürdigen Wirt Stubil eine Sorge und eine Pein war. Während des Krieges waren einige deutsche Sozialdemokraten in Riga gewesen. Zwei von ihnen, Ernst Heilmann und Adolf Roester, der im Kabinett Müller Außenminister war, hatten später über ihre Eindrücke geschrieben und damit den Zorn der Betten erregt. Man hielt mir das vor. Ich erklärte, beide seien mir liebe Kampfgenossen, sie zählten zu unsern besten Schriftstellern und den stärksten Stützen der Parteipolitik. Da hatte ich es mit Herrn Kalnin ganz und gar verdorben und seine Unflätigkeiten über die deutsche Sozialdemokratie überstiegen so sehr alles Maß, daß ich grob werden mußte und diesen Mann fortan zum Feinde hatte. Von seinen nach Berlin gesandten Beschwerden, die mir David gegeben hatte, stellte ich fest, daß sie nur zu einem sehr geringen Teil auf Wahrheit beruhten.

Ein ganz anderer Typ war der Dr. M e n d e r, der journalistische Führer der lettischen Sozialdemokraten. Er war ein ruhiger Mann und in Fragen der Politik Opportunist. Er hatte unter dem kurzen Bolschewikenregiment so gelitten, daß er eine unentwegt antibolschewistische Taktik vertrat. So weit ich sehen konnte, war er der einzige lettische Sozialist, der die sozialistische Theorie wirklich beherrschte. Er war ein aufrichtiger Freund einer deutschfreundlichen Politik. Die deutsche Verwaltung hatte diese Kreise immer nur mit polizistischen, statt mit politischen Augen angesehen.

Der interessanteste Mann in diesem Kreise lettischer Politiker war bei weitem Dr. W a l t e r. Der Mann hat in Deutschland studiert, ist dann in Riga jahrelang Korrespondent deutscher Gewerkschaftsblätter gewesen, mag auch wohl für deutsche sozialdemokratische Parteiblätter geschrieben haben. Er galt in solchem Maße als Deutschenfreund, daß er bei Ausbruch des Krieges von den Russen interniert werden sollte. Er entfloß jedoch nach Finnland, wo ein gleichfalls deutschfreundlicher Kreishauptmann ihn verbarg, bis er nach Skandinavien entkommen konnte. Im Oktober 1918 erhielt er von der deutschen Regierung die Erlaubnis zur Einreise nach Riga und kam fast zur gleichen Zeit wie ich von Berlin dort an. Er hatte ein Buch über die lettische Politik geschrieben, von dem er mir die Druckabzüge zeigte, — es ist jedoch nie erschienen. Bei unsern ersten Besprechungen gab er sich auch jetzt noch als Deutschenfreund, später änderte sich sein Verhalten.

Mit den Sozialisten, zu denen ich damals auch noch Dr. Walter rechnen mußte, fand ich bald politische Berührungspunkte. Sie waren ehrliche Gegner der Entente, zwar auch Gegner des alten Deutschland, aber sie glaubten mit dem kommenden neuen Deutschland zusammenarbeiten zu können. In unsern Unterhaltungen wurden zwanglos die Formen erörtert, unter denen sich eine spätere Zusammenarbeit vollziehen könnte. Die Letten vertraten dabei die völlige Selbständigkeit und lehnten selbst eine Union mit Estland und Litauen ab. Meinem Einwand, daß eine solche Balkanisierung des ganzen Gebiets vor allem wirtschaftlich unhaltbar sei, daß die Neubildung solcher Zwergstaaten vor der Kritik des Marxismus nicht bestehen könne, wußten sie

zwar nichts Stichthaltiges entgegenzusetzen, doch änderten sie auch ihre Meinung nicht.

Durch die bürgerlichen Parteien der Letten ging ein tiefer Riß. Das Trennende war die Stellung zur Außenpolitik. Die deutschfreundlichen bürgerlichen Letten wurden von den andern als Verräter an der nationalen Sache angesehen und wie die Pestkranken gemieden. Sie waren eine Minderheit. Die Mehrheit des bürgerlichen Lettentums, oder eigentlich nur die proletarisch lebende Intelligenz, die aber die große Mehrheit des Bauerntums hinter sich hatte, war der Entente zugeneigt und äußerst deutschfeindlich. Sie zerfiel in vier oder fünf Parteien, in deren Namen die Formeln demokratisch, national und radikal in verschiedener Zusammenstellung wiederkehrten. Die nach Zahl und Einfluß stärkste Gruppe war der Bauernbund, dessen Leitung Karl Ullmann hatte, den ich jedoch erst später kennenlernte, als wir beide in Amt und Würden standen. Die lettische Intelligenz war politisch radikal, und wenn ich Walter und Ullmann sowie die paar Sozialisten davon ausnehme, war unter ihr nicht ein einziger Kopf, der irgend etwas bedeutete. Ullmann und der Bauernbund waren politisch gemäßigt-liberal, die deutschfreundlichen bürgerlichen Letten neigten stark nach rechts. Es war eine bunte Musterkarte von Parteien in diesem kleinen Volk von 900 000 Köpfen. Aber dazu kamen noch die Bolschewiki, die in dem kulturarmen Proletariat einen starken Anhang hatten, der den Anhang der Menschewiki weit in den Schatten stellte. Es fanden fast täglich geheime Beratungen der Parteien statt, an denen ich des öfteren teilnahm. Man stellte dabei Sicherungsposten auf die Straße und in den Hauseingang. Ich hatte jedoch dafür gesorgt, daß diese Sitzungen nicht gestört wurden, wovon ich freilich den Letten nichts sagte, um sie nicht mißtrauisch zu machen und ihnen den Reiz des Romantischen und Abenteuerlichen nicht zu nehmen, der ihnen so viel Freude machte. Uebrigens war der Nachrichtendienst der geheimen Feldpolizei so schlecht, daß ihr die meisten der so rührig tätigen Personen nicht einmal dem Namen nach bekannt waren, während sich diese Leute auf Schritt und Tritt belauert glaubten und manchmal eine halbe Stunde durch die Stadt liefen, um zum Konferenzort zu kommen, den sie in drei Minuten hätten erreichen können.

Diese Konferenzen dienten der Vorbereitung für die Ausrufung der lettischen Republik. Der Gegensatz zwischen den deutschfreundlichen Sozialisten und den ententefreundlichen Radikaldemokraten usw. war jedoch so stark, daß es zu keiner Einigung kam. Ich unterrichtete die deutsche Zivilverwaltung von der Möglichkeit, daß bald ein freies Lettland ausgerufen werde und verlangte, man solle es alsdann dulden und ruhig mit den Leuten wie mit einer Regierung verhandeln. Herr v. Gohler schauderte zurück. Ich fürchtete, man werde in solchem Falle die alten Fehler wiederholen, die uns so viel geschadet hatten, und erwog die Umkehr, um in Berlin für meine Ansicht zu wirken. Doch ich fühlte, daß es hier zu einer Entscheidung drängte und mochte nicht fortgehen. In diesen Zweifeln entschloß ich mich, den Fluß der Dinge zu beschleunigen. Ich riet den Letten jetzt selbst, einen Volksrat zu bilden und durch diesen eine provisorische Regierung einsetzen zu lassen. Das war am 31. Oktober in einer Konferenz, die im Kontor des lettischen Vorschuß- und Sparvereins stattfand. Ich schlug zugleich eine Proklamation vor, in der die Anerkennung der Okupa-

nion durch Deutschland und die Bereitwilligkeit zum Zusammenarbeiten mit der Okkupationsmacht nach den Bestimmungen der Haager Landkriegsordnung ausgesprochen war. Ich sagte zu, die Deutschbalten für diesen Akt zu gewinnen und dafür zu sorgen, daß die deutschen Behörden ihn tolerierten, bis die Anerkennung aus Berlin eingetroffen sei; ich erklärte mich auch bereit, mit einer Abordnung zur Reichsregierung zu fahren und sie dort zu unterstützen. Die Letten waren von der Kühnheit dieses Vorschlages bestürzt und Walter sagte, sie müßten ihn zunächst unter sich beraten. Ich ließ sie allein. Nach einer Weile kam einer von den lettischen Sozialisten zu mir ins Nebenzimmer und sagte, man werde den Vorschlag ablehnen; die ententesfreundlichen bürgerlichen Letten wollten keine Unabhängigkeit von Deutschlands Gnaden und hätten meinen Vorschlag benutzt, ihnen, den Sozialisten, eine Falle zu stellen. Allein diesen Schritt zu tun, konnte man den Sozialisten nicht zumuten, sie waren schon durch die Verbindung mit mir in den Augen der Deutschfeinde bedenklich belastet.

Dieser Fehlschlag stimmte meine Hoffnungen herab. Es war mir klar geworden, daß bei dem traurigen Ausgange des Krieges bald der Zeitpunkt kommen mußte, wo wir hier nichts mehr bedeuteten. Dann würde die Unabhängigkeitserklärung kommen — aber gegen uns, und das Baltienland würde ein Anhängsel Englands werden.

Am folgenden Tage trat ich die Reise nach Esthland an.

III.

Bei den Esthen.

Als ich auf meiner ersten Reise in Dorpat gewesen war, hatte ich diesen Aufenthalt wie ein Fest empfunden. Die Gärten und Waldstücke prangten in den Farben des Herbstes. Helles Sonnenlicht und buntes Laub, wohin man blickte. Die Stadt, überragt von einem Kirchturm, der auch in Thüringen oder Sachsen stehen könnte, war mir so traulich deutsch und warm erschienen. Die deutsche Zivilverwaltung und die einträchtig mit ihr zusammen wirkenden esthnischen Gemeindevertreter im herzlichsten Einvernehmen — die Besatzungstruppen gut und ordentlich in Kleidung und Haltung — ein reger und ganz deutsch anmutender Hochschulbetrieb: so war mir Dorpat in der angenehmsten Erinnerung, und froh stieg ich nach zwölfstündiger Fahrt aus, als der Zug dort hielt. Aber heute lag ein frostiger Nebel auf dem Lande. In dem Offiziersheim, wo ich mich einquartierte, sah ich bedrückte Gesichter, die Bedienung war schleppend und unlustig, die Verpflegung fast wie in einem Berliner Gasthose. Schnell brachte ich mein Neußeres in Ordnung und ging in die Stadt. Auf dem Wege traf ich einen Offizier, den ich bei meinem ersten Besuche kennengelernt hatte. „Dicke Luft! Was wollen Sie noch hier?“ fragte er. Ich konnte ihm naturgemäß nicht sagen, was ich wollte.

Von Dorpat war mir keine Persönlichkeit der Art bekannt, wie ich sie suchte. Ich hatte die lettischen Sozialisten gefragt. Aber ebenso hätte ich sie nach einer Adresse im Mormonenstaat fragen können. Letten und Esthen können sich einander nicht riechen und haben trotz des Nebeneinanderwohnens keine Beziehungen miteinander. Die esthnischen Bürger, die ich aufsuchte, konnten mir auch nicht helfen. Auf der Redaktion der deutsch-baltischen „Dorpater Zeitung“ erfuhr ich schließlich, daß es in Dorpat Sozialisten gab, und daß ein Herr *D a n s e n* als ihr Führer anzusehen sei. Ich suchte ihn auf und traf einen kleinen, blonden, verschüchterten Rechtspraktikanten, der sich aber gerade zur Hochzeit rüstete und zur Trauung gehen wollte. Da er also im Augenblick keine Zeit hatte, verabredete ich eine Zusammenkunft für den späten Nachmittag. Die Zwischenzeit benutzte ich zu einem Besuch des esthnischen Museums, das mancherlei volksthümliche Stücke aufbewahrt. Bäuerliche Wirtschaftsgeräte und Trachten, vorgeschichtliche, meistens der Eisenzeit entstammende Funde, altrömische Silber- und altrussische Kupfermünzen, Waffensfunde aus der Zeit des nordischen Krieges. Die junge Esthin, die das Museum verwaltet, war mir nicht hold gesinnt und begleitete ihre Antworten mit feindseligen Blicken. Als ich fragte, ob Esthland denn gar keine Literaturdenkmale habe, flammte sie rot an und sagte: Die esth-

nische Literatur hat keine Vergangenheit, aber eine Zukunft! Wie schön stand ihr dieser Nationalstolz. Als ich beim Fortgehen einen Zehnmarkschein in die für freiwillige Spenden zur Unterhaltung des Museums aufgestellte Kasse steckte, fing sie an, mir zu verzeihen, daß ich ein Deutscher war.

Mit Herrn Jansen traf ich verabredungsgemäß zusammen. Er hatte sich auf die Unterhaltung vorbereitet. Eine verwirrende Fülle von schweren Anklagen ergoß sich in mangelhaftem Deutsch über mich. Er zeigte mir eine Photographie. Es war das Flußufer nahe der Stadt mit mehreren Leichen darauf. „Das haben die Deutschen getan! Ruhige Bürger haben sie dort erschossen! Sechzig Mordel!“ Auf weitere Fragen erfuhr ich, daß die Erschossenen esthnische Maximalisten gewesen waren, die der Verbindung mit den Bolschewiken verdächtig erschienen. Eine lange Liste von Verhafteten nahm ich entgegen und notierte mir die dazu gegebenen Erläuterungen. Am peinlichsten war mir die Verurteilung von zwölf Mitgliedern des von der deutschen Militärverwaltung aufgelösten Landtages, des *Maapäew*, zu je 15 Jahren Zuchthaus, weil sie verbotenerweise zu einer Sitzung zusammengekommen waren. Ich habe nicht die Absicht, einem zusammengebrochenen System Steine nachzuschleudern. Ich weiß auch, daß jenes System seine großen Verdienste hat, daß es ebenfalls für diese Länder Werte geschaffen hat, die noch lange Werte bleiben werden. Immerhin: ich habe mich geschämt und konnte dem Esthen eine Weile nicht ins Auge sehen. Und ich wußte nun, daß es nicht bloß die Schuld der Letten und Esthen war, wenn zwischen uns keine Freundschaft bestand.

Die politischen Wünsche dieses esthnischen Sozialisten gingen auf eine Wiedervereinigung mit Rußland. Von esthnischer Unabhängigkeit hielt er nicht viel. „Wir sind ein zu kleines Volk und wohnen in einem kriegs- und handelsgeographisch zu wichtigem Lande, um unsere Unabhängigkeit schützen zu können,“ sagte Herr Jansen. Eine Union Litauen-Kurland-Livland-Estland lehnte er ab: „Zwischen Esthen und Letten ist keine Union möglich.“ Im Gegensatz zu den lettischen Sozialisten waren ihm die Verhältnisse im deutschen Sozialismus fremd, er lebte ganz in russischen Vorstellungen und bezeichnete sich als Minimalist, doch lehnte er auch eine bolschewikische Herrschaft in Estland nicht unter allen Umständen ab.

Am Abend führte er mich in das Haus eines Herrn *Lucht*, eines ganz abgefeimten Halunken, dessen Deutscheindlichkeit mir, da sie sich hinter der Maske eines sittenreinen Biedermannes verbarg, Ekel erregte. Wir saßen einige Stunden in tiefer Dunkelheit zusammen, da man Entdeckung und Verhaftung fürchtete. Es kam indessen bei der langen Unterhaltung, bei der ich nur Zuhörer war, nichts heraus — außer Beschwerden und Anträge in Verhaftungssachen. Der Heimweg ging durch wüste Höfe und Gärten, da Herr Jansen sehr besorgt um seine Freiheit war. Als ich mich von ihm verabschiedete, äußerte er noch einmal seine Sorge, er hielt es für möglich, daß man ihn glatt erschießen würde. Ich beruhigte ihn und gab ihm für alle Fälle meine Karte und meine Adresse für die nächsten Tage, damit er mich benachrichtigen konnte, falls sich wirklich etwas ereignen sollte. Er ist unbehelligt geblieben. Ich eilte zur Bahn, um nach Reval weiterzufahren.

Man hatte mir ein Postpaket freigehalten, das ich bezog und abriegelte. Der Zug hatte langen Aufenthalt — ich legte mich zum Schlafen zurecht. Da rüttelt es an der Tür. Rüttelt so viel ihr wollt! dachte ich; ich will ohne Läuse

schlafen. Man pochte, man drohte — ich blieb ungerührt, denn ich hatte nicht Lust, das Lager mit einem verlaufenen Ostmenschen zu teilen. Da höre ich eine deutsche Stimme zu dem Schaffner sagen: „Nun komme ich von Brüssel und bin die dritte Nacht unterwegs.“ Da öffnete ich. Ein Herr trat ein, entschuldigte sich wegen der Störung und stellte sich vor: „Dr. Rohrbach.“ — „Ja, wenn ich das gewußt hätte!“ entschuldigte ich mich. Es war Paul Rohrbach, der bekannte Weltpolitiker und Schriftsteller. Er kam von Brüssel und hatte in Reval zu tun. Wir waren beide müde und vertagten die Unterhaltung alsbald bis auf den Morgen. Die Nacht wurde lang durch die Kälte, aber schließlich dämmerte der neue Tag doch rosig-blaß über der weiten vereisten Ebene auf. Ein wenig Brot, ein wenig Rum, eine Zigarette, und die Maschine war wieder im Gang.

Dr. Rohrbach war von der Entwicklung der Dinge niedergedrückt. Wir sprachen von der Notwendigkeit des Waffenstillstandes. Wer wagte sie noch zu leugnen? Brüssel und Lille wimmelten von Deserteuren. Und erst in der Heimat! Ich hörte Zahlen, die ich für Märchen halten wollte. Wie war Wilson zu beurteilen? War er ein hinterhältiger, glattschnackender Schurke, oder war er der Ehrenmann, der er scheinen wollte? Nun, im Grunde war es gleichgültig; mit dem Tage, wo die Waffen ruhten und der Krieg zu Ende war, brauchten ihn die andern nicht mehr. Dann konnte er seine 14 Punkte als einst sehr wertvolle Reliquie golden einrahmen lassen — die andern würden sich nicht mehr darum kümmern, sondern den Sieg nützen. Das war Rohrbachs Ansicht. Hier oben? Zu spät — der Dummheiten sind zu viele gemacht —, es wird nichts mehr zu retten sein. Ich wehrte mich gegen diese Ausichten. Die Seegestung ist verloren, der Weg nach Westen verbaut — aber hier muß der Weg offen bleiben — der Weg in die Welt!

Zu Mittag kamen wir in Reval an. Nach einigen Ruhestunden ging ich durch die Stadt hinunter zum Hafen. Ein paar Dreitausendtonsdampfer ankerten auf der Keede. Ein Militärauto kam an und sollte mich zum Landeshauptmann bringen, der mich zum Kaffee erwarte. Ich lehnte ab und sagte mich für den Abend an. Inzwischen wurde es schnell dunkel, und ich hatte Mühe, meinen Vertrauensmann zu finden. Das war ein Rechtsanwalt K o e s t e r, der in einer Vorstadtstraße wohnte. Ich erreichte sie. Sie war ganz dunkel. Eine erleuchtete und rot verhängte Kneipe war weit und breit die einzige Lichtquelle. Mit Streichhölzern leuchtete ich die Haustüren nach den Nummern ab. Als ich die richtige gefunden hatte, stand ich vor einer verschlossenen Tür. Ich klopfte. Ich hörte ein fernes Geräusch im Innern. Dann war es wieder still. Ich klopfte und klopfte. Es war natürlich wieder die Angst vor Verhaftung, die drinnen lauschte. Nach langer Geduldprobe und vielem Klopfen erschien am Fenster ein menschliches Wesen, und eine Frauenstimme fragte. Ich erwiderte, daß ich ein deutscher Sozialdemokrat sei und Koester sprechen wolle. Dann wurde die Tür geöffnet, und im Dunkeln tastete ich mich vorwärts und aufwärts, wie eine Stimme mich anwies. Oben stand ich in einem dunklen Zimmer und wartete. Nach geraumer Zeit kam ein weibliches Wesen mit einem Lämplein und setzte es auf einen kleinen Tisch vor mir, so daß mir der Schein ins Gesicht fiel. Als sie fortging, ließ sie die Tür eine Handbreit offen, und als ich forschend in diesen Spalt blickte, bemerkte ich im Hintergrunde eine Mannsperson. Ich ging darauf los, öffnete die Tür und sagte: „Wenn Sie Rechtsanwalt Koester sind, so lassen Sie endlich diese überflüssigen Geschichten. Ich komme aus Deutschland; und zu

Latvian National
Library

Latvian National
Library

Ihnen hat mich Herr Jansen in Dorpat gewiesen.“ Es war Koefer. Er kam, begrüßte mich und entschuldigte die ganze Schauerromanik mit der großen Gefahr und der darum notwendigen Vorsicht.

Wir gingen ins Hinterzimmer, wo wir eine kleine Weile allein blieben und ich ihn über die Bedeutung meines Besuchs aufklärte. Er bat um die Erlaubnis, die übrigen „Genossen von der Exekutive“ zu der Unterhaltung hinzuziehen zu dürfen. Ich war es zufrieden. Darauf rief er in eine Tür hinein, und alsbald erschien eine Anzahl Personen, die sich bis dahin in einem andern Zimmer aufgehalten hatte. Ich war gerade zu einer Sitzung der Exekutive gekommen, die durch mein Klopfen gestört war und sich zur Flucht bereit gemacht hatte. Ueber die nun folgende Unterhaltung mußte ich aus dem Gedächtnis berichten, da die Aufzeichnungen, die ich noch am selben Abend machte und am nächsten Tage absandte, ihr Ziel nicht erreicht haben und verlorengegangen sind. Mit diesem Vorbehalt nur sei bemerkt, daß man auch hier russisch gerichtet war. Es traten viel mehr Gesichtspunkte des sozialen als des nationalen Kampfes in den Vordergrund. Auch der Deutschenhaß war sozial begründet: gegen die alte Herrschaft der deutschen Grundbesitzer aus Tradition, gegen das Deutsche Reich, weil es als Okkupationsmacht an Stelle des vor der Besetzung dekretierten achtstündigen Arbeitstages den zehnstündigen Arbeitstag eingeführt und ein Streikverbot erlassen hatte.

Am folgenden Tage, es war Sonntag, der 3. November, fand eine geheime Sitzung des illegalen Arbeiterrates statt. Ich nahm daran teil. Koefer holte mich vom „Goldenen Löwen“ ab, wir nahmen eine Droschke, fuhren ein Stück und gingen dann in ganz anderer Richtung zu Fuß weiter. Das war Vorsicht im Falle der Verfolgung. Ganz am letzten Rande der Stadt betraten wir ein kleines Haus, in dem der Arbeiterrat zusammengekommen war. Es bestand jedoch keine eigentliche Organisation. Der Arbeiterrat setzte sich aus etwa 20 Menschen zusammen, die von dem Exekutivkomitee ernannt worden waren. Zum ersten Male sah ich hier dies östliche System der Arbeiterorganisation, das sich grundsätzlich vom deutschen System unterscheidet. Das deutsche System arbeitet von unten nach oben: die Masse wählt und kontrolliert die Führer. Im osteuropäischen System ergreift der, der sich dazu berufen glaubt, die Führung und wirbt und diszipliniert die Massen — und tyrannisiert sie auch, wenn es sein Plan verlangt. Das deutsche System ist Demokratie, das osteuropäische führt fast immer zur Diktatur. In diesen beiden Systemen offenbart sich das Wesen der Masse. Der deutsche Arbeiter ist zu selbstbewußt, um sich in solcher Weise wie eine Schachfigur schieben zu lassen. Der Osteuropäer, ohne Erfahrung und Übung in der Demokratie, unterwirft sich der Führerdiktatur wie einer Selbstverständlichkeit.

Mit diesen Gedanken verfolgte ich den Lauf der Beratung. Man sprach meistens esthnisch — ich war auf Koefers Verdeutschung angewiesen. Man sprach über Lebensmittelversorgung und Betriebsmißstände. Die Leute sprachen ruhig, nicht mit der Lebhaftigkeit der Letten — eine andere Rasse. Nach einer Weile wünschte ich das Wort zu nehmen, da ich mich hier nicht recht am Plage fühlte und fort wollte. Ich sagte einige Worte über die Verfolgungen, von denen man mir auch hier viel erzählt hatte. Man solle sie nicht dem deutschen Volke zur Last legen — wir billigten sie nicht und würden dafür sorgen, daß es anders würde. Man hörte mir ruhig zu, meine Worte wurden von dem jungen Martna

überseht, man drückte mir die Hände. Draußen sagte mir Koesler, es sei gut, daß ich ginge, denn man sei eigentlich zur Vorbereitung eines ökonomischen Kampfes zusammengekommen und die Arbeiter hätten doch wohl nicht in der Gegenwart eines Deutschen darüber verhandeln mögen.

Den Nachmittag verbrachte ich auf einsamen Spaziergängen, und gegen Sonnenuntergang stieg ich auf das alte Ordenschloß. Im Westen sank in rotem Dunst der Sonnenball. Von der Ebene im Osten schwebte bleicher Nebel heran und schichtete sich an dem siebenhundertjährigen Gemäuer der Feste in die Höhe —
Abschied von Reval.

IV.

Zwischenspiel.

Die eingeleisige Breitpurbahn Reval—Riga wurde auch unter der deutschen Besetzung von einheimischem, meistens lettischem Personal bedient. Bei meiner ersten Reise im September hatte ich nichts Besonderes an dem Betriebe bemerkt; es gab zwar recht erhebliche Verspätungen, doch war das Personal höflich und ordentlich. Jetzt war es anders. Die Leute schimpften in ihrer Sprache und ließen erkennen, daß sie wenig freundliche Gefühle für uns hegten. Es gab in der Nacht viel Lärm zwischen den Bahnleuten und den reisenden deutschen Soldaten. Ich lag zwischen Schlaf und Wachen auf meiner Bank.

Da gab es plötzlich mitten in der Fahrt einen so harten Stoß, daß ich von der Bank herunterrollte, aber in blitzschnellem Munterwerden auf die Füße sprang. Ein Durcheinander von Krachen, Kreischen und Schreien — der Zug hielt. Ich sah hinaus — noch war es tiefe Nacht. Vorn wälzte sich glühender Dampf in das Dunkel. Ein paar menschliche Schattenriffe huschten vor dem rötlichen Schimmer vorüber. Aus den Wagen vor mir quollen schemenhafte Scharen hervor. Lichter glühten auf, erloschen und glühten wieder. Ein Stimmengewirr — abgerissene Worte — Namen, Befehle klangen durch die Nacht. Da wird es blendend hell. Eine Feuerfahne weht auf. Da ist sie wieder verschwunden — aber das Licht bleibt — da ist sie wieder. Der Wind wirft sie hin und her. Der Zug brennt. Ich sammle mein Gepäck und steige hinaus. Nun sehe ich: der ganze Bahndamm ist schon belebt — die dunkeln Gestalten bewegen sich dem flackernden Licht entgegen. Ich komme vorn an und sehe alles. Wir sind mit einem andern, einem kleinen Güterzuge zusammengestoßen. Die beiden Maschinen haben anscheinend nicht viel Schaden gelitten. Der Dampf quillt ihnen aus hundert Nähten, aber sonst sind sie heil. Aber hinter der Maschine unseres Zuges sind einige Wagen zertrümmert. Einer davon brennt. Herrisch lodert die Flamme. Es sind Wagen, in denen eine kleine Begleitmannschaft einige Pferde betreute. Zwei Soldaten sind verletzt — sie liegen schon im silbrig bereiften Graße neben dem Bahndamm. Man bemüht sich um sie, bringt Decken und schafft sie die Böschung hinauf. Man lacht dabei. Sie haben leichte Querschnungen erlitten und erholen sich bald soweit, daß sie essen und trinken und erzählen. Einige Pferde sind tot. Man räumt auf und zerzt die dampfenden Tierkörper aufs Feld. Und dann beginnen Feuer zu brennen — zwei, drei, fünf und um sie herum sitzen wir — Soldaten und bürgerliche Leute, Männer und Frauen, und Mundvorräte werden herorgeholt und Pfeifen und Zigaretten. Es ist drei Uhr morgens. Wir sind wohl noch in Esthland, in

einem Tannenwalde, an einer Seite dehnt sich baumlose Ebene. Man schlägt Bäume ab, die Feuer zu speisen. Man beginnt derbe Spiele, man singt und erzählt und streckt bald die Füße, bald die Hände den wärmenden Flammen entgegen. Und dabei hantiert man an den Zügen, und allmählich beginnt ein bleicher, kalter Tag herauszuziehen.

Am halben Vormittag fahren wir weiter. Nachmittags treffen wir in Riga ein.

Hier erfuhr ich, daß man die Löhne der Arbeiter in den Heeresbetrieben, meinen Vorschlägen entsprechend, auf etwa das Doppelte erhöht hatte. Zur Gewährung von Arbeiterausschüssen hatte man sich jedoch nicht entschließen können. Da sei die schiefe Ebene — man reiche einen Finger und müsse bald den Arm hergeben — prinzipiis obsta — und so weiter. Ich mochte mich damit nicht zufrieden geben und beschloß nach Vibau zu fahren, wo einer der größten Heeresbetriebe war, um dort mein Heil zu versuchen. Vorerst aber wollte ich noch an einer Sitzung des Baltischen Landesrates teilnehmen. Dieser Baltische Landesrat war ein etwas kriegsmäßig ausgefallener Parlamentsersatz. Er bestand aus beiläufig 60 Vertretern der Landesbevölkerung — deutschen, lettischen und esthnischen Großgrundbesitzern, Bürgern und Bauern. Ob diese Körperschaft durch ein ordentliches Wahlverfahren gebildet worden war, ist mir nicht bekannt, ich nehme an, daß man die einzelnen Leute nach Vorschlägen der Ritterschaft und des Börsenkomitees (Handelskammer) berufen hatte. Der Landesrat war natürlich deutschfreundlich, er hatte ja auch die heute schon wieder vergessenen Beschlüsse für Bildung eines baltischen Herzogtums gefaßt. In Einzelfragen der Landeswirtschaft war er aber durchaus keine bequeme Jagemaschine, sondern hatte seine eigenen Gedanken, die er zäh und geschickt vertrat. Unter seinen lettischen und esthnischen Mitgliedern waren einige bemerkenswerte Köpfe. Am 6. November 1918 tagte der Landesrat zum letzten Male. Es war ein feierliches Beginnen. Geistliche aller drei Sprachen leiteten ihn mit Predigten ein. Der Oberbefehlshaber eröffnete ihn. Dann übernahm das Präsidium die Leitung und es folgten Vorträge, Debatten und Abstimmungen. Ich muß gestehen, daß ich sehr wenig bei der Sache war.

In Riga gab es seit einigen Tagen keine deutschen Zeitungen. Vergeblich hatte ich Stände und Läden abgesehen. Am 5. November hatte ich den Abend bei Skubil verbracht. Er hatte mir flüsternd und vor Freude strahlend mitgeteilt, daß im Reiche die Revolution ausgebrochen sei. Etwas Sicheres wußte er nicht. Man flüsterte sich die Gerüchte zu — woher sie kamen, konnte keiner sagen.

Mehrere Stunden hatten wir davon gesprochen, stotternd und im innersten uneinig.

„Dies ist die Rettung. Jetzt ist die Bahn frei. Der Zarismus tot, der deutsche Militarismus geschlagen, das preußische System zusammengebrochen! Die Welt ist frei!“

Skubil wunderte sich, daß ich seine Freude nicht teilte.

„Es wird ein furchtbarer Friede werden,“ klagte ich. „Elsaß-Lothringen wird verlorengehen. Man wird uns die Kolonien nicht wiedergeben. Man wird uns von den Rohstoffen und damit vom Welthandel absperren. Unsere Ausfuhrindustrie geht zugrunde. Fünf Millionen Arbeiter werden überflüssig. Arbeitslosigkeit, Lohndruck, Elend und Ohnmacht wird das Schicksal der deutschen

Arbeiter sein. Was wir in fünfundzwanzigjähriger Gewerkschaftsarbeit erungen haben, wird wie Schaum zerfließen.“ — Nein, ich konnte mich nicht freuen. Stubik tröstete mich: Einen solchen Frieden würden die Sozialisten Frankreichs und Englands nicht zulassen. Darüber waren unsere Ansichten geteilt. — Aber es waren ja nur Gerüchte.

Immerhin — als ich im Ritterschaftshause zu Riga den Baltischen Landesrat bei seiner Arbeit sah, bei einer Arbeit, die noch ganz von der Vorstellung ausging, daß man hier Herr der Lage sei, daß hier der Sieger seinen freien, schöpferischen Willen spielen lassen könne, da wurden meine Gedanken nur von dem weltweiten Gegensatz gebannt, der zwischen dem lag, was hier vor meinen Augen und Ohren geschah und was jetzt vielleicht schon Wirklichkeit war oder es doch jeden Tag werden konnte.

Als ich zur Mittagpause die breite Treppe hinunterstieg, kam ein Deutschbalte an meine Seite und wollte mir klarmachen, daß die Lösung: deutscher Bundesstaat unter einem preußischen Prinzen, jeder ändern, besonders aber der Eingliederung in die preußische Monarchie vorzuziehen sei. Ich fragte ihn, ob er diese Frage überhaupt noch ernst nähme. Er tat es wirklich.

Am Abend machte mir Dr. Burchard, wohl in Goflers Auftrage, den Vorschlag, als Referent für sozialpolitische Angelegenheiten in die Zivilverwaltung der Baltischen Lande einzutreten. Ich lehnte ab und sagte, es sei jetzt zwecklos, damit hätte man vor einem halben Jahre beginnen müssen, jetzt werde es als Ausfluß der Angst erkannt werden und wirkungslos bleiben.

Am folgenden Tage, es war Donnerstag, der 7. November, wollte ich nach Riba abreisen und von dort nach Erledigung meines Vorhabens nach Deutschland zurückkehren. Als ich aber auf den Bahnsteig wollte, verlangte mir der Landwehrmann, der dort Posten stand, einen Entlassungsschein ab. Den hatte ich nicht. Ich suchte ihn zu überreden, aber er blieb altpreußisch ungerührt und ich mußte mir irgendwo bescheinigen lassen, daß ich keine Läufe hätte. Als das geschehen war, rumpelte der Zug über die Dünastraße und ich blieb mit der unangenehmen Aussicht auf einen tatenlosen Tag zurück. Ich verbrachte ihn im Hotel, wo ich an der Hand meines Merkbuches einen Bericht für das Reichsamt schrieb. Zu Mittag ging ich in die Offiziersmesse zum Essen. Dabei erhielt ich den Besuch eines höheren Beamten aus der Zivilverwaltung. Er setzte sich an meinen Tisch und begann vom Wetter und von Politik zu sprechen. Von diesem Manne hatte man mir gesagt, er sei früher in der Militärverwaltung tätig und dort der eigentliche Träger der törichten Gewaltpolitik gewesen; als dann die Zivilverwaltung gebildet wurde, habe die militärische Leitung es durchgesetzt, daß dieser Mann auf einen wichtigen Posten der Zivilverwaltung kam, damit die „Kontinuität der Politik“ erhalten bliebe. Ich wunderte mich darum nicht wenig, als er da vor mir von Freiheit und Volksrecht redete. Was war ihm dieser volksfeindliche Zug in der deutschen Politik zuwider — so aus innerstem Herzen! Jetzt müsse das anders werden! Vor allem das preußische Wahlrecht, — unanständig habe Naumann es einmal genannt, aber es sei noch viel mehr. Er kritisierte es in Ausdrücken, zu denen selbst Adolf Hoffmann freundlich Beifall genickt hätte. Ich wunderte mich sehr und begann schon zu denken: So kann man einen Menschen verkennen! — und im Stillen bat ich ihn bereits um Verzeihung, daß ich's getan hatte. Da nahm aber das Gespräch plötzlich eine Wendung. Der Mann sagte unvermittelt: „Sie sind der kommende Mann im

Baltenlande. Die Regierung wird Sie an die Spitze der Geschäfte stellen. Ich bin bereit, unter Ihnen zu arbeiten und freue mich schon, endlich einmal eine vernünftige Politik treiben zu können.“

Da enthüllte sich mir das Rätsel und ich notierte in Gedanken: Der neue Typ.

Am nächsten Tage fuhr ich nach Libau. Es können ungefähr 150 Kilometer sein — wir brauchten vierzehn Stunden dazu. Zu verschiedenen Malen hielten wir lange, lange Zeit mitten auf der Strecke im dunkeln kurländischen Tannenwalde. Ich hatte nichts zu lesen, meinen Bericht an das Reichsamt hatte ich schon dreimal durchgesehen und verbessert. Aus Verzweiflung schrieb ich schließlich ein Waldmärchen von einem verträumten Reitersmann und einer lichten Fee. Und um dieselbe Stunde segte durch Deutschland die Revolution und stürzte in Bayern das älteste deutsche Fürstengeschlecht.

Der Schritt des Schicksals.

Auf dem Bahnhof Libau erwartete mich der Leutnant Meier, der dem Kreishauptmann beigegeben war. Er war im Frieden Genossenschaftsangestellter, wir kannten uns bereits. Seine erste Frage war, wie es in Riga stehe. Ich konnte nichts Besonderes berichten. Als wir mit unserer Droschke über die Hansabrücke fuhren, bemerkte ich dort auf beiden Seiten Doppelposten mit geschultertem Bajonett und heruntergezogenem Sturmriemen. In der Straße, die wir dann durchfuhren, gingen auffallend viel Patrouillen. Leutnant Meier bemerkte meine Verwunderung und sagte etwas, aber der Wind segte mit Schauern körnigen Eises über uns hin und verwehte die Erzählung des Leutnants, von der ich nichts verstand.

Der Kreishauptmann, Baron Knigge, erwartete mich im Kreishause mit dem Essen. Ich freute mich auf den menschenfreundlichen alten Herrn. Auf meiner ersten Reise hatte ich ihn in seinem Hause und auf den tagelangen Fahrten durch das Land erlebt. Seine Fürsorge für seine Untergebenen und für die arme Bevölkerung des ihm unterstellten Kreises hatte mich alsbald für ihn eingenommen. Wenn ich ihn im amtlichen Verkehr mit den Kreiseingesessenen sah, mußte ich immer an den Amtshauptmann Weber in Reuters „Franzosenlid“ denken, nur schief er nicht wie jener alte Herr bis zum Mittag, sondern war früh bei seinen Geschäften und dabei immer bereit, den amtlichen Ernst durch ein frohlauniges Wort zu mildern. Mit meinem Kollegen Umbreit hatte er sich bei unserer gemeinsamen Reise höchst ergötzlich und unermüdet genest, doch war dabei nie ein Arg, sondern immer nur das harmlose Wohlgefallen an des Lebens heitern Seiten gewesen. Er wohnte mit dem Friedensrichter zusammen, einem ältern, kunstfönnigen Herrn, der viel im Ausland gelebt hatte. Beide begrüßten mich herzlich bei meiner Ankunft, aber gleich der erste Blick auf den Baron ließ mich vermuten, daß hier etwas Schweres vorgegangen sein mußte. „Sie schickt der liebe Gott hierher,“ sagte er und erzählte mir, was sich seit zwei Tagen in Libau ereignete.

In Libau bestand eine große Marinestation, die der Stützpunkt unserer Seestreitkräfte im Osten war. In den neuen, großen Kasernen des von Rußland angelegten Kriegshafens waren gegen 8000 Matrosen untergebracht. Unter diesen Matrosen hatte es seit einiger Zeit schon gegärt. Am 6. November hatten sie sich versammelt und dem Stationschef, Admiral von Uedom,*) Forderungen

*) Diese Angabe sei hier mit Vorbehalt gemacht; ich habe mit dem Stationschef nie etwas zu tun gehabt und es ist darum möglich, daß ich mich in Namen und Dienstgrad irre.

unterbreitet, deren Art jedoch nicht näher bekannt war. Der Admiral habe darauf die Flucht ergriffen. Die Leitung der Station besorge jetzt der Hafenkommendant von Klitzing, der jedoch auch keine Macht mehr habe, vielmehr den revolutionären Matrosen untertan sein müsse. Die Matrosen hielten fast dauernd Versammlungen ab und es sei gar nicht abzusehen, was daraus noch entstehen könne.

Baron Knigge bat mich, am nächsten Morgen nach dem Kriegshafen zu gehen und zum Guten zu wirken.

Dies warf alle meine Pläne um, denn ich brannte darauf, nach Deutschland zurückzukehren, und hatte mit Dr. Burchard schon den 10. November als Tag der Abreise vereinbart; wir wollten uns an diesem Tage in Mitau treffen und von dort zusammen nach Berlin fahren. Ich war mir sofort klar, daß ich zu den Matrosen gehen und versuchen müsse, Einfluß auf die weitere Entwicklung ihrer Bewegung zu erhalten.

So war der Abend denn ganz anders, als ich gehofft hatte. Baron Knigge hatte zwar seine alte Letten-Marie angewiesen, ein gutes Abendessen zu schaffen, und das hatte die auch getan. Trotzdem war es ein trübseeliges Mahl, denn der Gedanke an die Ereignisse draußen drückte auf uns und ließ kein frohes Wort laut werden. Sobald ich konnte, verabschiedete ich mich und ging in das Hotel Stadt Petersburg, wo man mich einquartiert hatte. Zum Schlafengehen war es mir jedoch noch zu früh, auch war meine Unruhe noch zu groß. Ich ging wieder hinunter auf die Straße, wo Matrosen und bürgerliche Leute in großer Zahl durcheinanderströmten und von bewaffneten Patrouillen gehindert wurden, stehen zu bleiben und sich zu Ansammlungen zusammenzuballen. Auf gut Glück ließ ich mich von diesem unablässig stutenden Menschenstrome aufnehmen und schob mich mit einer Matrosenschar weiter. Ich begann mit einem von ihnen ein Gespräch und fragte ihn nach den Absichten der Matrosen.

„Ach, das ist alles dummes Zeug!“ sagte der Mann. „Da halten sie in einem fort Versammlungen ab und quatschen und quatschen, aber keiner weiß, was er will, und es kommt nichts weiter dabei heraus.“

Viel mehr war aus dem Manne nicht herauszubekommen, er schien einen kleinen Privatärger auf die Führer der Bewegung zu haben und war darum nicht gut auf die ganzen Vorgänge zu sprechen. Ich ließ ihn laufen und versuchte bei andern Gruppen mehr zu erfahren. Ein paar plattdeutsch sprechende Matrosen, die ich ebenso anredete und die mir darum sogleich wohlgesinnt waren, erzählten mir mehr. Man hatte offenbar noch keine genauen Forderungen formuliert und war auch noch nicht dazu gekommen, einen Soldatenrat zu wählen, obwohl die Absicht von vornherein bestanden hatte.

Am nächsten Morgen nahm ich die Verbindung mit dem Hafenkommendanten von Klitzing auf. Diesen Marineoffizier hatte ich schon auf meiner ersten Reise beim Aufenthalt in Libau kennengelernt. Er bat mich dringend, mich um die Bewegung der Matrosen zu kümmern, und teilte mir mit, daß am späten Nachmittage eine Versammlung der Vertrauensmänner stattfände; er habe den Matrosen meine Anwesenheit mitgeteilt und diese selbst wünschten sehr, daß ich käme.

Ich besuchte nun noch die große Metallbearbeitungsfabrik, überzeugte mich von der Durchführung der Erlasse über die Lohnerhöhung und sprach im Laufe des Tages bei den Sozialisten vor, deren Adressen ich von Skubil erhalten hatte. Einer davon war der Inhaber eines Papierwarenladens, bei dem ich mehrere

andere Sozialisten antraf. Erklärlicherweise bildeten die Vorgänge unter den Matrosen in der ganzen Stadt das Tagesgespräch, und auch in diesem Laden waren sie Gegenstand der Unterhaltung. Es war begreiflich, wenn sie hier in erster Reihe danach beurteilt wurden, welche Aussichten sie für die Letten eröffneten. Darum war man mit dem bisherigen Verlaufe der Bewegung nicht zufrieden und wünschte schärferes Auftreten der Matrosen gegen ihre Führung. Ich brach die Unterhaltung ab und ging. Es gab jetzt in der Tat Wichtigeres zu tun, als mit den Letten zu diskutieren.

In der Dämmerung fuhr ich nach dem Hafen hinaus. Außerlich machte sich die Bewegung gar nicht bemerkbar. Es standen Wachen vor den Kasernen und als ich in die Kaserne hineinging, in der der Matrosenrat tagen sollte, wurde ich, wie in alter Zeit, angehalten und vor den wachhabenden Obermaat geführt, dem ich erst angeben mußte, zu wem ich wollte. Als ich den Matrosenrat als mein Ziel nannte, bekam ich einen Wachtmann mit auf den Weg, der mich in den Kantinenraum führte, wo in einem fürchterlichen Gedränge der Rat tagte. Ich hatte Mühe, mich zum Tisch des Vorstandes hindurchzuarbeiten. Ein stämmiger Matrose mit einem Kinnbart redete. Er sprach geläufig, aber mit jenem heiseren Klang, den die Stimme nach großen rednerischen Anstrengungen anzunehmen pflegt. Als er mich bemerkte, fand er schnell einen Schluß und kam mir entgegen. — „Ja, ich bin es,“ sagte ich auf seine Frage. — „Ich kenne dich,“ sagte er, „aber wir haben uns seit 1914 nicht mehr gesehen. Mein Name ist P i k a r d.“ — „Der Pikard vom Transportarbeiterverband?“ — „Ja.“ — Mir wurde um vieles wohlter. Ich fand ganz unvermutet einen Hamburger Gewerkschaftskameraden, einen ganz ausgezeichneten Menschen, trotz seines normannischen Namens geradezu der Typ des guten deutschen Gewerkschafters. Er war im Frieden Lokalbeamter seines Verbandes in Hamburg gewesen und mir einigermaßen bekannt. Wir hatten sofort, ohne weiter zu reden, das Gefühl, daß wir uns aufeinander verlassen könnten und in der Behandlung dieses Falles ganz einig seien. So gut es unter den vorliegenden Umständen ging (wir waren natürlich sogleich Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit), unterrichtete er mich vom Stande der Dinge. Es wurde eben die Frage der Kommandogewalt und des Grußzwanges verhandelt und es waren Leute da, die die Offiziere und Unteroffiziere aller Vorgesetzeneigenschaften entkleiden wollten. „Die Kerls sind ganz verrückt, und ich kann bald nicht mehr, ich rede seit drei Tagen unaufhörlich. Du mußt gleich das Wort nehmen und ihnen derb die Wahrheit sagen,“ sagte Pikard zu mir. — „Es ist gut,“ sagte ich, „schaffe nur Ruhe, damit ich reden kann.“ Als ich mich mit meiner Absicht, zu reden, bemerklich machte, trat sogleich Ruhe ein. Von der Sinnesart der Leute wußte ich nur, was Pikard mir eben gesagt hatte. Ich mußte darum vorerst festzustellen versuchen, was ich den Leuten zumuten konnte. Ging ich gleich im Anfang darin zu weit, so würde ich nie Einfluß auf sie gewinnen, das war mir ganz klar. Aber man mußte ihnen auch sofort imponieren und irgend eine von ihnen respektierte Ueberlegenheit beweisen. Auch in solchen Fällen ist der gerade Weg und das natürliche Wesen immer die beste Art. Ich erzählte darum den etwa 100 Vertrauensleuten, wie es gekommen sei, daß ich gerade jetzt unter ihnen weilte, bekannte meine Unkenntnis mit den Verhältnissen, die hier verhandelt würden, wie auch, daß ich gar nicht wisse, mit wem ich es hier zu tun hätte. Um das festzustellen, bat ich diejenigen, die einer Gewerkschaft angehörten, die

Hand zu erheben. Darauf erhoben sich etwa 18 oder 20 Hände. Manche wußten nicht, was eine Gewerkschaft war, und befragten sich bei ihren Nachbarn, worauf sich dann noch hier und da zögernd eine Hand erhob. Als das geschehen war, bat ich diejenigen die Hand zu erheben, die der sozialdemokratischen Partei, ganz gleich welcher, angehört oder einmal angehört hätten. Das waren genau acht. Diesen sagte ich einige kameradschaftliche Worte und bat sie, nun die Besonnenheit, die sie in den Organisationen gelernt hätten, auch hier an den Tag zu legen und ihre Kameraden dazu anzuhalten. Es komme jetzt weniger darauf an, große Neuerungen im Kommandowesen einzuführen, als auf Ordnung, damit die Heimbeförderung gut und glatt vonstatten ginge, denn der Krieg sei nun zu Ende, wir seien besiegt und müßten nun erst recht in peinlicher Ordnung alles wohl zuratehalten. Ihr habt vier Jahre lang gehorcht, sagte ich ihnen, als Ihr dem Tode ins Gesicht sehen mußtet, und habt es für das alte Deutschland getan. Nun tut es auch noch vier Wochen, um in Ordnung und Ehren nach Hause zu Eurer Familie zu kommen, und tut es für das neue Deutschland, das nun zwar ein armes, besiegtes Land, aber doch Euer Land sein wird. — Ich schlug ihnen vor, heute nichts über die Abschaffung der Kommandogewalt zu beschließen, dagegen sich mit den Kameraden über die Bildung eines Matrosenrates zu einigen. Dann solle am folgenden Tage eine große Versammlung stattfinden, in der man den Rat wählen und auch über die Kommandogewalt und andere Fragen gesprochen werden könne. Obwohl meine Vorschläge beträchtlich hinter den Wünschen der Leute zurückblieben, fanden sie doch keinen eigentlichen Widerspruch. Ich hatte geglaubt, man würde sich nun noch einige Zeit dazu äußern und dann beschließen. Darin hatte ich mich jedoch schwer geirrt. Redner nach Redner folgte und jeder redete das Blaue vom Himmel herunter. Es war zwar in jeder Rede irgend ein Sinn, aber er war hinter einem Gewucher von Phrasen und Redensarten, Klagen und Anklagen verborgen, und es kam vor, daß der gleiche Redner die Notwendigkeit eiserner Disziplin hervorhob, danach aber von den Offizieren sagte, daß man sie an die Mauer stellen müsse. Die Wirkung auf die Zuhörer war dabei gleich; wenn nur das, was gesagt wurde, Form und Feuer hatte, so folgte donnernder Beifall sowohl den Ermahnungen zur Disziplin, wie den Hehreden gegen die Offiziere. Von 5 bis 10 Uhr dauerte dies Reden, ein kleiner Teil verlief sich, die große Mehrheit aber hielt aus. Ich ergriff noch ein paarmal das Wort, wenn mir die Stimmung allzu bedenklich zu werden schien. Sonst saß ich still auf einer Biertonne und beobachtete das Treiben und stellte dabei Betrachtungen über das Wesen der Masse an. Dies war nun eine Revolution. Dies krause, leidenschaftliche, manchmal bösertige, meistens jedoch harmlose, manchmal verständige, meistens aber im Grunde törichte Durcheinanderreden hob jetzt die deutsche Welt aus den Angeln. Aus diesem im ganzen kindhaften Gelalle sprach das erschütternd ernste Wort der Weltgeschichte. Etwas abseits, in einer Ecke des Raumes, saß eine Gruppe von vielleicht vier oder fünf Matrosen, die mit finsternen Blicken dem Treiben zusahen und auch mir oft einen bösen Blick zuwarfen. Ein sehr langer, blasser Matrose mit einem unordentlich gebundenen Halstuch schien mir das Haupt dieser Gruppe zu sein. Sie schien mir nicht geheuer, doch blieb sie ruhig.

Erst gegen Elf traf ich endlich wieder beim Kreishauptmann ein, der mit dem Abendessen auf mich wartete. Ich wollte mich entschuldigen, aber er war von einer andern Nachricht niedergedrückt, die inzwischen eingetroffen war.

Der Kaiser hatte abgedankt und die Armee verlassen.

Dem alten Soldaten wurde es schwer, die Fassung zu bewahren, als er mir dies berichtete. Wir blieben noch einige Zeit zusammen und sprachen über die Ereignisse. Als ich nach Mitternacht das Haus verließ, begleitete mich der Baron vor die Tür. Im Dunkel stand der Posten. „Gehen Sie nach Hause,“ sagte der Baron zu ihm; „wenn der Kaiser fliehen muß, dann brauche ich keinen Posten mehr.“ Der Posten ging.

In der Nacht wurde ich um 3 Uhr geweckt. Der Stadtkommandant, Oberst von Rosen, hatte sich diese für Besuche ausgezeichnet gelegene Zeit ausgesucht, um mit mir über die Sicherheit der Stadt zu sprechen. Die hing nun freilich von dem Verhalten der Matrosen ab, und darüber konnte ich vor der großen Versammlung nichts sagen. Gleichwohl blieb der Oberst eine Stunde an meinem Bett sitzen und ließ sich von mir so viel Tröstliches sagen, bis er es glaubte wagen zu dürfen, gleichfalls zu Bett zu gehen.

*

Eine der großen Exerzierbaracken im Kasernengebiet war bis auf einen kleinen freien Streifen an den entlegensten Wänden von etwa 6000 Matrosen gefüllt, die da Kopf an Kopf vor einem hohen Aufbau standen, auf dem Pikard und einige andere Führer Platz genommen hatten. Die Turngeräte, Leitern und Kletterstangen waren von Matrosenleibern behängt. Als Pikard sah, wie ich mich durch die Masse zwängte, rief er herunter, man solle mir Platz machen, so daß ich zu meiner Pein von vornherein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit war. Der brave Pikard war schon wieder heiser. Noch vor der Versammlung hatte wieder eine Vertrauensmännerziehung stattgefunden, in der er einen schweren Stand gehabt hatte. Er war ganz mutlos. Er unterrichtete mich, daß sich eine „Fraktion der Unabhängigen“ im Vertrauensrat gebildet habe, die lebhaft opponiere und sich vorgenommen habe, mich nicht zum Wort kommen zu lassen. Aber ich müsse trotzdem „die Sache machen“, denn er könne es mit seiner Stimme nicht mehr.

Die Versammlung verlief dramatisch. Der lange, blasse Matrose von gestern abend stand auf dem Aufbau und hatte einen Antrag in der Hand, nach dem die Kommandogewalt auf den zu wählenden Matrosenrat übergehen sollte, für diesen Rat hatte er die Vorschläge bereit, die natürlich andere Namen enthielten, als die von Pikard aufgestellten. Der Antrag und die Vorschläge wurden verlesen und sogleich mit stürmischem Beifall begrüßt. Pikard nahm das Wort, mahnte zur Besonnenheit und zog scharf gegen die Radikalen vom Leder. Auch ihm antwortete Beifallsdonner. Dann gab er mir das Wort. Ich verfuhr wieder wie am Abend zuvor, indem ich sagte, wer ich sei und was mich hierherführe, und fragte, ob Sozialdemokraten in der Versammlung seien. Viele hundert Hände flogen in die Höhe. Ohne Absicht, nur aus dem augenblicklichen Gefühl heraus, rief ich den vielen Parteifreunden ein Bravo! zu. Da erhob sich ein Orkan von Bravorufen und brauste minutenlang durch die Halle. Nie, in keiner Versammlung, auf keinem Parteitage und auf keinem internationalen Kongreß habe ich eine solche Huldigung der Partei erlebt, eine Huldigung, die wie auf einen Zauberschlag emporschloß und sogleich alle in ihren Bann zwang. Die ganze Versammlung, auch die zahlreichen Offiziere, nahm daran teil, und so deutlich, wie man zwischen zwei Sägen fühlen kann, fühlte ich: Hier ist Partei und Volk eins geworden — die Partei ist die einzige, die große Hoffnung des

Volkcs — hier versinken die Theorien — hier triumphiert die That — das treue und starke Halten zum Vaterlande während der ganzen schweren Kriegszeit, das ist die That — und dieser Triumph der Partei, das ist der Lohn! Sie alle fühlen: nur die Sozialdemokratie kann uns jetzt führen und retten — sie ist die Kraft, die den alten morschen Staat jung hämmern wird. — Solche Erlebnisse sind unvergänglich.

Bei dieser Stimmung der Versammlung war es nicht schwer, die Beschlüsse zu erzielen, die wir, Pitard und ich, wünschten. Der Antrag auf Aenderung der Kommandogewalt wurde gar nicht weiter berücksichtigt. Es wurde ein kleiner Matrosenrat von fünf oder etwas mehr Personen gewählt, Pitard wurde Vorsitzender. Sodann beschloß man, daß jeder Matrose abends 7 Uhr in der Kaserne zu sein habe, und daß man vom Gouvernement die Schließung der Bordelle verlangen wolle. Alles dies beschloß man, um etwaigen Exzessen vorzubeugen.

Um 12 Uhr ging man auseinander und alles war in bester, zufriedener Stimmung. Die Offiziere waren von dem schönen, geradezu vaterländisch erhebenden Verlauf der Versammlung beglückt und dankten uns, Pitard und mir. Ich fuhr zum Gouvernement, das sofort die notwendigen Maßnahmen traf, um die Beschlüsse durchzuführen.

Baron Knigge war, als ich zum Mittagessen kam, von dem Verlauf der Versammlung bereits unterrichtet und wieder etwas zuversichtlicher geworden. Wir blieben lange beisammen. Als ich am Abend von einem Spaziergange zurückkehrte, sah ich eine bewegte Menschenmenge in der Hauptstraße sich ergehen. Ich fragte einige Soldaten nach dem Grunde. „Der Krieg ist aus!“ sagten sie. „Franzosen und Engländer haben sich an der Front mit den Deutschen verbrüderet und Soldatenräte gewählt, die den Frieden schließen sollen.“ — In freudiger Erregung, aber auch in bangen Zweifeln ging ich zum Telegraphenamte. Ich galt dort als eine halbwegs offizielle Persönlichkeit und fand Zutritt zum Amtszimmer. Die Nachricht stimmte — ich las selber das Telegramm, das fast wörtlich so lautete, wie der Soldat mir gesagt hatte. Ich fragte nach dem Absender. Der Offizier zuckte die Schultern. „Ein Absender ist nicht angegeben. Wir haben es als Diensttelegramm von Berlin bekommen. Da telegraphiert heute alles durcheinander.“ — „Halten Sie die Nachricht für echt?“ — „Ja. Man muß sich heute an das Wunderbarste gewöhnen.“ —

Baron Knigge umarmte mich, als ich kam. Er hatte das Telegramm dienstlich erhalten und glaubte an die Wahrheit. „Herr Winnig, der Sozialismus ist die Rettung! Er rettet Deutschland, er rettet die Welt! Ich nehme alles zurück, was ich jemals gegen ihn gesagt habe. Ich bin ein alter Mann und will am Ende meines Lebens meiner alten Partei nicht mehr untreu werden. Aber wenn der Sozialismus die Völkerveröhnung bringt, dann ist er das Heil der Menschheit und Deutschlands Errettung! Der Kaiser ist nun kein Kaiser mehr, er tut mir leid, denn er hat dies Schicksal nicht verdient. Aber wenn sein Opfer nötig war, um Deutschland zu retten, so wird er es tragen, und es wird ihn mehr als eine Krone zieren. Denn Deutschland ist doch das Höchste!“

Und dann gedachte der alte treue Mann einer Flasche Champagner, die er seit langem für den Tag des Friedens aufgehoben hatte, und ließ sie aus dem Keller holen. Wir tranken sie im Glauben an die Wahrheit des Telegramms. Das war am Abend des 10. November.

Ich ruhte noch sanft auf den sonntäglichen Lorbeeren und gedachte einen langen Schlaf zu tun. Aber in der ersten Morgenröthe des Montags erschienen schon einige Matrosen und holten mich nach dem Hafen. Sie waren nun schon ganz die Herren und hatten ein Auto genommen, das ausschließlich zu meiner Verfügung stehen sollte. Sie wollten es auch durchaus mit einem roten Fähnlein schmücken, doch unterließen sie es auf meinen Wunsch.

Unten im Hafen war neue Unruhe. Von irgend einer Stelle — war's aus dem Hauptquartier oder von den Volksbeauftragten — war ein Telegramm gekommen, das den Soldatenräten große Vollmachten einräumte und sie insbesondere an der Kommandogewalt beteiligte. Dadurch war das Ergebnis der großen Versammlung umgestoßen. Das Telegramm war natürlich schon bekanntgeworden und ein Teil der Matrosen verlangte nun erneute Versammlung und Beschlußfassung. Ich blieb eine kleine Weile mit Pikard allein und verhehlte ihm nicht, daß mir dies Telegramm durchaus nicht passe. Ich fragte ihn, ob er sich zutraue, die Geschäfte des Hafenskommandanten und Stationsvorstehers zu führen. Er war ein viel zu redlicher Mann, um darauf Anspruch zu erheben. „Wir beide müssen wissen, was wir wollen“, sagte ich ihm; „die ganze Kätegeschichte ist ein grober Unfug und wir können sie nur mitmachen, um der Sache die gefährliche Spitze abzubrechen!“ — Wir waren einig. Darauf ging ich zur Wohnung des Hafenskommandanten, die in einem anderen Flügel des gleichen Gebäudes lag; ich wollte mit Kapitän v. Klizing erst allein sprechen, nachher sollten die Leute vom Soldatenrat ebenfalls kommen.

Der Kommandant hatte natürlich gleichfalls Kenntnis von dem Telegramm erhalten. Obwohl es noch sehr früh war, traf ich ihn doch schon in seinem Arbeitszimmer. Es folgte eine Unterhaltung, die uns beiden peinlich war und sehr schwer fiel. Ich mußte von dem Kommandanten den Verzicht auf die uneingeschränkte Kommandogewalt verlangen, er sollte nun in Zukunft gehalten sein, alle Befehle vom Matrosenrat gegenzeichnen zu lassen. Zu diesem Zweck schlug ich ihm vor, neben seinem Amtszimmer einen Arbeitsraum für den Matrosenrat einzuräumen, damit sich der Verkehr leicht und bequem abwickle.

Es war nicht leicht für den Kommandanten, sich dem zu fügen. Aber nach dem eingelaufenen Drahterlaß blieb gar nichts anderes übrig, wenn man nicht Schlimmeres hervorrufen wollte. Das sah er ein. „In meiner Heimat sagt man: Es gibt sone, und es gibt sone, und dann gibt es noch Klizings“, sagte er, „so will ich denn zeigen, was ein Klizing kann. Ich werde es tun!“

So konnte ich dem hinzukommenden Matrosenrat die fertige Lösung der schweren Frage übergeben. In einer halben Stunde war das erforderliche Zimmer eingerichtet und die Teilung der Kommandogewalt war vollzogen. Pikard handhabte selbstverständlich sein Amt mit so viel persönlicher Rücksichtnahme, daß es dem Kommandanten nicht allzu schwer wurde, sich in das neue Verhältnis zu schicken.

Gegen Mittag versammelten sich die Matrosen wieder zu einer großen Versammlung in der Exerzierhalle. Die Stellung des Matrosenrates und auch meine Stellung war nicht leicht. Wir hatten nun auf höheren Befehl die Teilung der Kommandogewalt vornehmen müssen, die wir tags zuvor noch zu verhindern uns nicht unerhebliche Mühe gegeben hatten. Obwohl Pikard in seinem Bericht bekanntgab, daß die Teilung der Kommandogewalt unzerzaglih nach Eingang des Telegramms durchgeführt war, fuhren die Radikalen doch

grobes Geschütz gegen ihn auf. Als ich ihm beispringen wollte ehe, erein mächtiges Geschrei und riefen der Versammlung zu, man solle mich nicht reden lassen. Es war eine unbehagliche und gefährliche Lage. Ich ging jedoch sogleich auf das Verlangen ein und sagte, ich würde nur dann das Wort nehmen, wenn die Versammlung es ausdrücklich wünsche. Man schrie eine Weile durcheinander. Dann ließ Pifard abstimmen. Fast einmütig gab mir die Versammlung das Wort. Ich sagte dann, daß ich zwar bei der Teilung der Kommandogewalt mitgeholfen hätte, da sie nun einmal angeordnet sei und man gerade jetzt Disziplin halten müsse, doch hielte ich diese Teilung auch jetzt noch für sehr gefährlich, denn es könne dadurch leicht ein Wirrwarr entstehen, der die Heimbeförderung sehr erschweren und verzögern würde. Hier würde ein Wirrwarr hoffentlich vermieden werden, da beide Teile einsichtig und guten Willens seien. Jemand rief dazwischen: „Wir müssen es so machen wie in Kiel — an die Mauer stellen!“ Ich erschrak über den Beifall, den dieser Zwischenrufer erhielt. Jetzt oder nie! dachte ich und nahm den Ruf an. Wenn sich wirklich solche Dinge in Kiel zugetragen hätten, was ich nicht glaubte, so wäre das eine Schmach für die Matrosen. Das Volk erweise sich der errungenen Macht unwürdig, wenn es zulasse, daß sie zu Verbrechen mißbraucht würde. Die Matrosen hätten sich nicht erhoben, um persönliche Rache für persönlich erlittenes Unrecht zu nehmen, sondern um das große allgemeine Unglück abzuwehren, das jetzt vor unserer Tür stehe. Die Revolution dürfe nicht den dunklen Leidenschaften den Weg freimachen, sondern müsse das Große und Gute im Volke an den Tag bringen. Man wolle dem Blutvergießen ein Ende machen, aber nicht mit neuen Morden beginnen. Wenn sich diese Versammlung auf den Standpunkt des Zwischenrufers stelle, so würde ich mich von der Sache der Matrosen lossagen. —

Das Uebel dieser Versammlungen war, daß die Leitung fast nie die Macht hatte, sie ordnungsmäßig zu schließen. Die übergroße Mehrheit hatte von einem ordentlichen Versammlungsverfahren keine Ahnung und ließ sich nur schwer dazu bringen. Kaum waren die Leute daran zu gewöhnen, sich zum Wort zu melden; meistens sprangen sie vom Hintergrunde an die Brüstung und fingen an zu reden. Nicht selten geschah das unmittelbar nach einer Abstimmung, wodurch alsdann die eben erledigte Frage erneut zur Verhandlung kam. Alle Voraussicht und Berechnung scheiterte an diesem Unwesen, dem die Leitung nicht ernstlich zu wehren wagte, da sie sich nicht ohne Grund ständig auf einem Vulkan fühlte. Darum zogen sich diese Soldatenversammlungen meistens sehr in die Länge und brachten fast immer Ueberraschungen.

Als ich meine Rede beendet hatte, stimmte mir die Versammlung mit dem üblichen Beifallsgetöse zu, und es wäre gut gewesen, dies zum Abschluß zu benutzen. Aber der richtige Augenblick wurde veräußt — und nun folgte wieder Redner auf Redner. Es war, als löse die Revolution alle törichtsten Menschen auf den Plan. Schon wenn man das Aeußere der Redner betrachtete, fand man, daß die meisten von ihnen an irgendeiner geistigen Anzulänglichkeit litten oder etwas Regelwidriges an sich hatten, was ihre Reden alsdann zur Gewißheit machten. Im gewöhnlichen Organisationsleben verweigert oder entzieht man solchen Leuten einfach das Wort, aber hier ging das nicht, hier mußte man zusehen, wie sie ihren Blödsinn vortrugen, und da unter den Tausenden der Zuhörer noch mancher mit schiefer Seelenachse war, so fanden sie immer bei

einigen Beifall, was dann noch viele andere bewog, in den Beifall einzustimmen. Sehr viele Versammlungsteilnehmer ließen übrigens erkennen, daß ihnen die ganze Bewegung nur ein dummer Spaß sein sollte, indem sie irgendeinen Armen im Geiste zum Reden ermunterten und seinen Blödsinn mit freudigem Gelächter lohnten, was den armen Narren naturgemäß verleitete, bei seiner Narrheit zu verweilen und sie noch möglichst zu steigern. Bei solchen Ausschreitungen bedauerte man dann wohl oder schämte sich gar, an diesem Wesen teilzuhaben. Dann mußte man sich immer wieder erinnern, was auf dem Spiele stand, wenn man noch länger aushalten wollte.

Während dieses widerwärtigen Treibens kam der Kommandant in die Versammlung und arbeitete sich bis zu meinem Platze durch. Er hatte die Hand voller Telegramme, die er mir einzeln zu lesen gab. Es waren die **Waffenstillstandsbedingungen**.

Der Kommandant wollte, ich solle sie vorlesen. Ich bewog ihn aber, es selbst zu tun, da es doch eine dienstliche Bekanntmachung sei, — ich wolle danach etwas dazu sagen.

So nahm Kapitän v. Klitzing das Wort. Als er sagte, daß mit diesem Tage, es war der 11. November, der Waffenstillstand einträte, wollten sich Bravorufe erheben. „Wartet mit dem Bravo,“ sagte der Kommandant, „bis Ihr alles wißt!“

Und nun folgten die Bedingungen. Die Räumung der besetzten Gebiete — die Abgabe der Geschütze, der Kraftwagen, der Lokomotiven, der Eisenbahnwagen.

Der Kommandant machte eine Pause und suchte das folgende Blatt.

Nun hatte er es gefunden: Die Auslieferung der Unterseeboote — der Kriegsschiffe, die Besetzung Elsaß-Lothringens, der Pfalz, des Rheinlandes.

Nun rief keiner mehr Bravo. Ein trübes Schweigen herrschte in der ganzen Egerzierhalle. Kein Laut — kein Protest, kein Ruf der Entrüstung — nur ein Schweigen, und auf den Gesichtern ein Ausdruck, der nicht zu deuten, der kein Ausdruck war. Vielleicht war es der Ausdruck einer völligen Abwesenheit des Geistes, der jetzt weit vom Augenblick weilte und irgendwo in der Vergangenheit etwas suchte. Sicher konnte der Geist nur in der Vergangenheit sein; denn wer hatte den Mut, in diesem Augenblick an die Zukunft zu denken? Ich hatte so oft daran gedacht, und um so öfter, je dunkler die Aussichten wurden. Aber selbst meine größten Befürchtungen reichten nicht an diese Waffenstillstandsbedingungen heran. — Ich sprach noch ein paar Worte zur Versammlung und sagte, was man in dieser Lage sagen konnte —, daß diese Bedingungen der Feinde erst recht Disziplin nötig machten, daß gegenüber dieser großen allgemeinen Not die persönlichen Beschwerden klein und unwichtig seien; dann ging die Versammlung auseinander.

Inzwischen hatte die Bewegung auch die in Libau stehenden Landtruppen ergriffen. Schon in der ersten Versammlung waren einige Infanteristen zugegen gewesen, dieser zweiten hatten einige Kompagnien beigewohnt. Der Gouverneur, Generalmajor v. Ledebour, ließ mich zu sich bitten und besprach mit mir die Lage. Er glaubte, sich auf die Offiziersaspiranten verlassen zu können, die in der Nähe des Hafens ihre Unterkunft hatten. Es waren gegen 250 Mann. Ich riet ihm, es auf keinen Widerstand ankommen zu lassen, sondern einem Verlangen auf Bildung eines Soldatenrates, wenn es geäußert würde,

ohne Weiterung nachzugeben. So geschah es denn auch. Eine Versammlung der Garnison wählte einen Soldatenrat, der leider keinen so verständigen und zuverlässigen Führer erhielt, wie die Matrosen in Pikard hatten. Ich nahm auch an dieser Versammlung teil, aber die Leute, die hier die Führung an sich genommen hatten und bisher ganz unpolitisch gewesen waren, brachten mir von vornherein Mißtrauen entgegen; die nicht auf ihre Rechnung gekommenen Radikalen unter den Matrosen mochten die Leute wohl beeinflusst haben. Sie stellten in der Versammlung ein Sammelsurium verrückter Forderungen eigen-nütziger Art und wollten eine Diktatur des Soldatenrats schaffen. Das verhinderte ich mit großer Mühe und gegen vielen Widerstand.

In der Nacht vom 11. zum 12. November klopfte es hart an meine Zimmertür. Auf meine Frage antwortete man von draußen, eine Abordnung des Matrosenrates sei da und wolle mich sprechen. Als ich öffnete, traten drei mir oberflächlich bekannte Mitglieder des Rates ein. Sie taten sehr wichtig, räusperten sich ein paar Mal und sagten dann, daß sie Befehl hätten, mich zu verhaften; einen schriftlichen Befehl hätten sie zwar nicht, aber die Vertrauens-männer hätten es am späten Abend beschlossen und sie hätten den Befehl auszuführen.

Ich sah mir die Leute an. Es waren junge Matrosen, 20 Jahre alt mochten sie sein. Ich dachte daran, daß es vielleicht möglich sei, mich ihrer durch List oder Gewalt zu entledigen. Aber während ich noch daran dachte, bemäch-tigte sich meiner ein ganz anderes Gefühl. Diese Verhaftung erschien mir plötzlich so richtig, so selbstverständlich vom Standpunkt der Matrosen, wenig-stens der Radikalen unter ihnen, und zugleich auch so gerecht — als Schicksal genommen. Was sollte ich noch weiter in dieser Zeit? Ich hatte das einzige getan, was ich tun konnte. Ich hatte mich ihr entgegengestemmt, so lange ich konnte — jahrelang in Deutschland, auf meinem Gewerkschaftsposten, dann hier in den Versammlungen der Matrosen und Soldaten. War ich ihr nicht ge-wachsen und ging sie über mich hinweg — nun gut, dann mochten sie mich auch verhaften und beseitigen — es kam dann alles so, wie es kommen mußte, ich konnte die innere Gerechtigkeit dieses Schicksals nicht leugnen.

Ich lud die Matrosen ein, sich zu setzen und kleidete mich an. Sie setzten sich und flüsterten miteinander. Dann sagte einer von ihnen: „Wir waren auch auf Widerstand gefaßt und haben noch mehr mitgebracht. Drei Mann sind noch unten.“ — Ich antwortete nicht, sondern zog mich weiter an. — „Es ist doch merkwürdig, Genosse Winnig, daß es so gekommen ist!“ sagte der Matrose wieder. — „Es ist gar nichts merkwürdig!“ antwortete ich ihm. „Wollt Ihr tun, was die Radikalen wollen, so ist es ganz recht, daß Ihr mich einsperrt. Uebrigens habe ich damit gerechnet, Ihr seht ja auch, daß es mich gar nicht überrascht. Ich hätte mich anders sichern können, aber ich habe es nicht getan — was kommen soll, kommt doch — und dies mußte kommen.“

Da fingen alle drei Kerle an zu lachen und erklärten, es sei ein Scherz gewesen, sie hätten nur einmal sehen wollen, wie ich mich dabei benähme. Erst wollte ich losbrausen, aber dann dachte ich, daß ich, als ich 20 Jahre alt war, einem solchen Scherz schwerlich abgeneigt gewesen wäre, sondern ihn höchst-wahrscheinlich mitgemacht hätte. So lachte ich denn auch, und als dann einer der Matrosen vorgewand und bald darauf mit einigen Flaschen nicht übeln Weines wiederkam, so mußte ich mit diesen sakramentschen Burschen anstoßen,

und sie schwuren mir Treue, und daß sie mich verteidigen wollten gegen alle Welt. Dabei kam dann die Wahrheit heraus. Der Matrosenrat war ernstlich besorgt, daß mir etwas geschehen könnte und hatte beschlossen, mir ein Quartier im Hause des Kommandanten anzubieten, damit ich zugleich immer bei ihm sei. Der Rat wollte mich weiter zu seinem Zivilkommissar ernennen und ich sollte so in allen Formen revolutionären Rechts ihm die Geschäfte führen helfen. Als das heraus war, schickte ich die Jungen fort.

Im Laufe des Vormittags ging ich zum Hafen und ließ mir vom Matrosenrat den Aufrag geben, nach Riga zu gehen und dort einen Kongreß der Soldatenräte der VIII. Armee einzuberufen. Dann gab es allerlei Abschiede von so vielen Menschen, die ich nie wieder sah, und am Abend legte ich mich in Mitau auf einen harten Strohsack und schlief unter dem Schutze der dort von Robert Albert errichteten Soldatenrepublik.

VI.

Erste Amtstätigkeit.

In Mitau traf ich nun endlich wieder mit Dr. Burchard zusammen, der mich verabredungsgemäß seit dem 10. November dort erwartet hatte. Wir hatten uns viel zu erzählen. Burchard bewies eine bewundernswürdige Geschmeidigkeit in der Art, in der er sich mit den Ereignissen abfand. Gewiß hatte der große Umschwung auch ihn tief erschüttert. Aber in wahrer Hanseatenart verlor er kaum einen Augenblick das Gleichgewicht und beschäftigte sich sofort mit dem Gedanken, wie man unter den neuen Verhältnissen das alte Ziel weiter verfolgen könne, die Baltischen Lande dem deutschen Einfluß zu öffnen.

Wir fuhren am Morgen des 13. November im Kraftwagen nach Riga. Es war eine schreckliche Fahrt für mich. Ich war sozusagen wie ein Sommer-tourist ausgezogen. Ein Schneesturm segte uns entgegen und Schnee und Schmutz, von den Rädern emporgerissen, sprühte uns ins Gesicht.

Die Frage war nun: Was tun wir? Meine Absicht, nach Deutschland zurückzukehren, war durch den Lauf der Ereignisse in den Hintergrund gedrängt worden, vorläufig war ich übrigens ja auch „Zivilkommissar der Matrosen- und Soldatenräte des Gouvernements Libau“ und hatte die Aufgabe, den Kongreß einzuberufen. Aber hinter dieser Aufgabe stand doch noch mehr. Jetzt mußte auch hier eine Krisis kommen. Der deutsche Zusammenbruch konnte nicht ohne Wirkung auf die Esten und Letten bleiben. Da konnte ich irgendwie Hilfstellung geben. Keiner war wie ich in der Lage, als Mittler zu wirken. Sowohl mit der deutschen Verwaltung der baltischen Lande wie mit den Volksparteien und den Soldatenräten hatte ich Fühlung und bei allen wohl ein gewisses Vertrauen. Ich sagte also zu Burchard, daß ich die Rückreise von der weiteren Entwicklung der Dinge abhängig machen und vorläufig im Baltischen Lande bleiben wolle. Er freute sich sehr darüber und sagte, er hätte mich sonst darum gebeten, hierzubleiben — auch er bleibe hier, nicht nur, um einer ihm ans Herz gewachsenen Sache weiter zu dienen, sondern auch, um nicht in Deutschland Zeuge all der gegenwärtigen und kommenden Dinge sein zu müssen. Auf dieser Höllenfahrt tauchte zum ersten Mal in ernsthafter Form der Gedanke auf, daß ich die Leitung der deutschen Angelegenheiten im Baltischen Lande übernehmen müsse. Burchard sprach davon. Ich legte dem gar kein Gewicht bei und antwortete kaum darauf.

In Riga machten wir mehrere Besuche bei verschiedenen Mitgliedern des Baltischen Nationalausschusses, das war eine politische Interessenvertretung der Deutsch-Balten. Ich war nicht imstande, eine ordentliche Unterhaltung zu führen.

die Fahrt hatte mich so kältesteif gemacht, daß ich mich nur mühsam bewegen konnte und nur ein Ideal kannte — an einem warmen Ofen einzuschlafen. Ich wohnte jedoch den Unterhaltungen bei, die sich vor mir abspielten wie ein Dialog auf ferner Bühne, von dem ich nur hin und wieder ein Wort verstand. Gegen Mittag ging ich ins Schloß, um beim Oberkommando der Armee die Vorbereitungen für den Kongreß ins Werk zu setzen. Dort, beim Chef des Stabes, dem Major Franz, versammelte sich allmählich alles, was zu den Spitzen gehörte. Die führenden Balten kamen dorthin, Herr von Gohler stellte sich ein und alsbald erschienen auch einige Mitglieder des Rigaischen Soldatenrats. Man redete durcheinander und erging sich in Vermutungen über die bevorstehenden Maßnahmen der Letten und die Haltung der Soldaten. Mitten in dies Gespräch warf Dr. Burchard plötzlich den Vorschlag: „Es gibt nur einen Ausweg — Herr Winnig muß die Leitung aller Geschäfte übernehmen!“ Da sprang ich auf die Füße und schüttelte mit einem Ruck Müdigkeit und Kälte lähmung ab. Der Reihe nach erklärten der Chef der Zivilverwaltung, der Chef des Oberkommandos und die anwesenden Balten, daß sie damit einverstanden seien. Ich erklärte meine Bereitwilligkeit unter der Voraussetzung, daß die Soldatenräte und die neue Reichsregierung damit einverstanden seien. Mit dem Soldatenrat des Oberkommandos hielt ich sogleich eine Besprechung ab, die durch die Anwesenheit eines mir persönlich bekannten Gewerkschaftskameraden sehr erleichtert wurde. Danach ging ich zu den lettischen Sozialisten und gab ihnen Kenntnis von den Vorgängen. All diese Behörden und Stellen telegraphierten an die Reichsregierung, die mich dann am 14. November zum „Generalbevollmächtigten des Reichs für die baltischen Lande“ ernannte.

Ich habe später von dem damaligen Ministerialdirektor, jetzigen Unterstaatssekretär im Reichsamt des Innern, Dr. Lewald, erfahren, wie diese Ernennung vor sich ging. Es war in den Tagen, wo Berlin kopfstand und die Volksbeauftragten der geistigen Auflösung nahe waren. Die Telegramme lagen im Reichsamt umher — kein Mensch kümmerte sich um sie —, jede Stunde brachte neue, wer konnte sie alle lesen! Lewald wollte diese Sache, die ihm dringlich schien, baldigst verabschieden, aber die Volksbeauftragten wurden von einer Deputation an die andere abgegeben und waren nicht zu fassen. Da hat dann Dr. Lewald schnell entschlossen aus eigener Machtvollkommenheit die Ernennung vollzogen.

Die meiste Freude machte mir der schöne Titel. Er war ja ein bißchen lang, aber es hieß: „— des Reichs“, nicht des Deutschen Reichs, einfach des Reichs — denn wer konnte im Zweifel sein, welches Land gemeint war? „Das Reich“, das war für die ganze Welt eben das Deutsche Reich. Ich habe auf diese Fassung immer Wert gelegt und alle Versuche, das Wörtchen „Deutschen“ einzuschmuggeln, abgewiesen.

Zunächst ging es mir nun so, wie den Volksbeauftragten — es war ein ständiges Kommen und Gehen bei mir. Diese ersten Tage zu beschreiben ist kaum möglich. Ich richtete mir am Thronfolgerboulevard Nr. 15 Amtsräume ein, in denen ich zugleich wohnte. Um immer zu sprechen zu sein, ließ ich mir einen Fernsprecher dicht beim Bett anbringen — eine außerordentlich empfehlenswerte Einrichtung, die mir viel Freude gemacht hat.

Es war nicht leicht, bei all dieser Hast und Heße und all den berufenen und ungerufenen Ratgebern eine klare Vorstellung meiner Pflichten zu ge-

winnen und meiner Tätigkeit Richtung und Grenzen zu geben, was doch notwendig war, wenn ich nicht der Knecht jedes neuen Tages werden wollte. Ein vorzügliches Mittel, um mich zurechtzufinden und die große Linie der Ereignisse nicht aus dem Gesicht zu verlieren, waren Briefe, die ich ziemlich regelmäßig jeden zweiten Tag schrieb, in denen ich über das Wesentlichste meiner Tätigkeit berichtete. Nicht selten sind mir erst bei diesen Briefen Zusammenhänge aufgefallen, die ich vorher nicht gesehen hatte, jedesmal war ein solcher Brief ein Gewinn für mich und meine Arbeit. Der Umstand, daß man einen Zweiten von seinem Tun und Treiben unterrichtet, veranlaßt einen, den Sinn seines Tuns darzulegen, wodurch man sich nicht selten des Sinnes einer Sache bewußt wird, die man im Drängen der Stunde ohne gründliches Bedenken erledigen mußte. Noch besser ist es freilich, wenn man über unmittelbar bevorstehende Aufgaben in dieser Art schreibt; man kommt dadurch immer zu besserer Klarheit. Ich habe immer gefunden, daß man andern, die man achtet, bereitwilliger und gewissenhafter Rechenschaft gibt, als sich selbst, und daß der schriftliche Ausdruck dabei besonders wertvoll ist, weil er immer sachlicher ist als die mündliche Mitteilung.

Ich konnte mich unmöglich um die eigentliche Verwaltung kümmern und bat daher Herrn von Gokler, sein Amt fortzuführen, mich von wichtigen Vorfällen zu unterrichten und vor Entscheidungen besonderer Art mit mir Rücksprache zu nehmen. Das geschah auch. Die eigentlichen politischen Geschäfte aber gingen sofort nach meiner Ernennung auf mich über und auf ihre Führung hat kein fremder Wille einen mir bewußten Einfluß ausgeübt. Nach meiner Einsicht mußten wir die alte Politik im Baltenslande liquidieren und Grundlagen für eine neue Politik zu schaffen suchen. Das zu verfolgende Ziel erfuhr nur Abwandlungen in Form und Ausdehnung, keine grundsätzliche Aenderung. Für eine Politik der vollkommenen Gleichgültigkeit gegen das Schicksal dieser Länder konnte ich nicht eintreten. Daran hinderten mich zwei Gründe. Einmal mußten wir uns — so sah ich die Dinge — den Weg nach Osten für unsere Wirtschaft offen halten und darum nach festverankerten Beziehungen zu diesen Ländern streben. Zum zweiten legte uns das Vorhandensein einer altineingesessenen deutschstämmigen Bevölkerung in diesen Ländern von sich aus Pflichten auf. Ich weiß, daß diese Gesichtspunkte, daß insbesondere der zweite viel angefochten worden ist. Aber darüber kann man nicht diskutieren. Entweder man fühlt diese Pflicht — dann kann man sie nicht verleugnen, oder man fühlt sie nicht — dann kann man sie nicht verstehen. „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen.“ — Das Ziel meiner Politik war die Schaffung von Beziehungen zwischen uns und den Baltensländern, die sie wirtschaftlich und politisch auf unsere Seite brachten und uns die Möglichkeit gaben, unsere in ihren Grenzen wohnenden Stammesbrüder vor Unbill und Gewalt zu schützen.

Dabei habe ich selbstverständlich niemals daran gedacht, mich der Mittel der alten deutschen Ostpolitik zu bedienen. Das war ja auch nicht mehr möglich — zur Fortsetzung einer Machtpolitik alten Stils fehlte eine unerläßliche Voraussetzung: die Macht. Aber das blieb jetzt so wahr wie früher, daß solche Beziehungen, wie ich sie suchte, nicht allein durch kordiale Unterhaltungen herzustellen und zu sichern waren, sie konnten nur durch zweckmäßige Benutzung des wirtschaftlichen Uebergewichts, das diesen Ländern gegenüber immer noch auf unserer Seite war, gewonnen und festgehalten werden. Ich sah demgemäß

meine Aufgabe sowohl in einem Abbau der alten Politik, wie in der Schaffung einer neuen, wobei ich manches Stück der alten verwenden mußte. War ich mir also über Ziel und Weg alsbald klar, so blieb es doch ungewiß, unter welchen Verhältnissen hier gearbeitet werden mußte, wie sich diese Etkhen und Letten verhielten und wie lange wir überhaupt noch als Okkupationsmacht im Lande bleiben konnten. Bei dem Durcheinander jener Wochen wechselten die Vorstellungen davon von Tag zu Tag, und das war ein Umstand, der meiner Arbeit die Stetigkeit und ihren Ergebnissen die Gewähr der Dauer nahm.

Eines schien mir vorerst notwendig, das war die Freilassung der zu Unrecht eingesperrten Landeseinwohner. Bei der Durchführung stand ich zwischen zwei Feuern. Das Oberkommando und die Geheime Feldpolizei waren von meiner Absicht keineswegs erbaut und prophezeiten Mord und Brand. Die lettischen Sozialisten dagegen verlangten einfach die Deffnung aller Zellen. Am 15. November, also am zweiten Tage meiner Tätigkeit, ordnete ich an, daß alle Landeseinwohner, die wegen geheimer oder öffentlicher Propaganda für die Unabhängigkeit ihres Landes verhaftet waren, unbeschadet eines gegen sie ergangenen gerichtlichen Urteils, innerhalb dreier Tage nach Eingang dieses Erlasses freizulassen seien. Der nationalen Propaganda gleichzuachten sei die Zugehörigkeit zu Vereinen oder die Teilnahme an Versammlungen, die die Förderung der Unabhängigkeitsbestrebungen bezweckten. Ebenfalls zu entlassen seien alle Personen, die wegen sozialistischer Propaganda oder gewerkschaftlicher Tätigkeit verhaftet oder bestraft worden waren. Von der Enthaltung zunächst ausgeschlossen seien jedoch solche Personen, die als Anhänger der Bolschewicken bekannt seien und zum gewaltsamen Aufruhr aufgereizt hätten; von diesen Personen seien mir unverzüglich die Akten zuzusenden. Auch die Akten der wegen krimineller Vergehen Inhaftierten wurden eingefordert.

Das war mein erster Erlass als Generalbevollmächtigter des Reichs, er gab vielen Leuten die Freiheit, zwar nicht den 13 000, die mir einige Male von Landeseinwohnern als verhaftet genannt wurden, aber etwa 370 Personen. Die Liste der als Bolschewicken verhafteten Personen legte ich den lettischen Sozialisten vor und sagte, daß ich jeden entlassen würde, den sie als ungefährlich bezeichneten. Da wurden sie nachdenklich und meinten, das müsse ich selber entscheiden. Ich ließ sie jedoch nicht aus der Zänge und forderte ihr Gutachten. Da meinten sie, ich solle sie lieber alle weiter sitzen lassen. Einige habe ich doch noch entlassen, das waren Fälle, wo die Familienangehörigen kamen und ich eine Not sah und einen guten Willen zu sehen glaubte. Mit dem letzten Rest verfuhr ich später, Anfang Dezember, wie Pilatus, der den Juden ihren König übergab — ich übergab sie der inzwischen gebildeten Justizverwaltung der lettischen Republik, die allerdings über dies Geschenk wenig erfreut war.

Am gleichen Tage, am 15. November, hob ich die Pressezensur und das Versammlungsverbot auf. Bestehen blieb jedoch das Verbot der Gründung neuer Zeitungen ohne deutsche Erlaubnis. Den Sozialisten gestattete ich sofort eine Tageszeitung und ließ ihnen Papier zuweisen. Den Bolschewicken schlug ich die Zeitung ab.

Die Rigaischen Bolschewicken machten mir vom ersten Tage meiner Tätigkeit an viele Last. Der Erlass mit der Versammlungsfreiheit war kaum den Ausführungsbehörden bekannt, da hatte ich schon den Besuch einer Bolschewicken-delegation, die die Erlaubnis für sieben öffentliche Versammlungen und eine

Tageszeitung forderte. Von den sieben Versammlungen gestattete ich ihnen drei, aber mit der Bedingung, daß sie mir in allen drei Versammlungen zuerst das Wort gäben. Das sagten sie zu. Die Zeitung lehnte ich ab, doch kamen sie deswegen noch oft wieder. Von den Versammlungen war nur eine so besucht, daß es sich zu sprechen lohnte. Ich sagte einiges über den Umschwung in Deutschland — nun könne die Verständigung von Volk zu Volk gesucht werden, auch mit dem lettischen Volke sei es unser Wunsch, in guter Nachbarschaft zu leben. Die deutsche Revolution werde ihren am russischen Beispiel gebildeten Vorstellungen nicht ganz entsprechen, aber gerade das sei ihr Vorzug. Ich verbreitete mich an der Hand geschichtlicher Beispiele über das Wesen der Revolution und sagte, die gewaltigsten Revolutionen seien oft erst nach Menschenaltern als solche erkannt worden, während die blutigen Schauerstücke, die als Revolutionen behandelt würden, vielleicht unvermeidliche, jedenfalls aber unerhebliche Begleiterscheinungen seien. So redete ich, als ob ich zu Hamburgischen oder Leipziger Arbeitern spräche. Die Leute hörten mich zwar ruhig an, als ich aber fort war, lachten sie mich aus. Ich hatte einen jungen lettischen Studenten dagesessen, der bei mir als Uebersetzer arbeitete. Der berichtete mir nachher folgende Szene:

Stimme aus der Versammlung: Warum hat man den deutschen Menschewicki sprechen lassen?

Der Vorsitzende: Er hätte uns sonst die Versammlungen nicht gestattet.

Die Stimme: Wir fühlen uns beleidigt!

Der Vorsitzende: Das hättet Ihr ihm sagen können, als er sprach.

Die Stimme: Wir werden es ihm noch sagen! Wir werden bis an die Knöchel im Blut der Deutschen gehen!

Der Vorsitzende: Das ist unsere Hoffnung, aber wir dürfen noch nicht davon sprechen, der Menschewicki hat jetzt die Macht.

Großer Lärm — Beifall — Entrüstung.

Noch drei- oder viermal kamen die Führer der Bolschewicken zu mir und quälten mich mit ihrem Verlangen nach einer Zeitung. Wer nie unhöflich sein will — gegen diese Leute wird er es werden. Viermal hatte ich ihnen eines Abends ihr Besuch abgelehnt, und trotzdem blieben sie und wiederholten ihr Verlangen wieder und wieder. Schließlich ersuchte ich sie, sich zu empfehlen. Das wollten sie nicht. Ich rief zwei Ordonnanzen und befahl ihnen, die Leute an die Luft zu setzen. Da gingen sie, aber am folgenden Abend kamen sie wieder und wurden durch eine der Ordonnanzen in mein Zimmer gelassen. Da sagte ich ihnen, daß ich bereit sei, ihnen eine Zeitung zu genehmigen, wenn sie den Nachweis brächten, daß zur Stunde im Bereich der Sowjetregierung eine nicht bolschewickische Zeitung erscheine. So ungefähr pflegt in den alten heiligen Legenden das vorgehaltene Kreuz auf den Teufel zu wirken, wie diese Zumutung auf die lettischen Bolschewicken. Unter bösem Schelten und Brummen zogen sie ab. Dann sind sie nur noch einmal wiedergekommen, um die Erlaubnis zu etwa 20 Versammlungen zu erhalten, in denen Arbeiterräte gewählt werden sollten. Ich ließ sie abfahren, und als sie trotzdem die Versammlungen abhielten, ließ ich sie vom Militär schließen und eine danach geplante Demonstration zerstreuen. Da erschienen in der deutschen Presse die ersten Angriffe gegen mich — man beschuldigte mich einer „Gewaltpolitik“ nach dem Muster der Militaristen und auf Geheiß der „baltischen Barone“, als deren getreuer Knappe ich von jener Zeit an galt.

Diese Schilderung eilt jedoch den sich überstürzenden Ereignissen weit voraus.

VII.

Republik Estli.

Am Morgen des 15. November erhielt ich die Meldung, daß die Landesverwaltung Esthland, deren Sitz in Reval war, ihre Arbeit eingestellt hatte und auf der Rückreise nach Deutschland begriffen sei. Die Nachricht erregte mich sehr, insbesondere wegen der Umstände, unter denen das geschehen war. Am 13. November war die esthnische Republik ausgerufen worden. Das war sozusagen unter dem Schutz der deutschen Soldaten geschehen, die auch hier den Händen ihrer Führer entglitten waren und Räte gebildet hatten. Diese Ausrufung hätte für die deutsche Verwaltung kein Grund sein dürfen, das Land zu verlassen. Es steckte auch in Esthland so viel an deutschen Werten, daß schon darum eine geordnete Uebergabe der Verwaltung und eine in Ruhe vollzogene Abwicklung der Geschäfte nötig war. Dies aber war nicht möglich gewesen. Unsere Verwaltung hatte Hals über Kopf die Koffer gepackt und war abgereist. Am 15. schon trafen die ersten Beamten in Riga ein. Ich verhehlte ihnen nicht, daß ich diese überstürzte Aufgabe des Postens schon wegen der damit verbundenen Preisgabe gewaltiger Mengen deutschen Eigentums nicht für richtig hielt. Von allem Kriegsgerät, das in Reval lagerte, ganz abgesehen — dafür hatten wir keine Verwendung mehr, und das konnten wir noch am ehesten verschmerzen; aber es lagerten dort auch etwa 1,7 Millionen Pud Textilien und Weinsaat, die wir ordnungsmäßig aufgekauft hatten und die für den Verbrauch in Deutschland bestimmt waren. Ein großes Getreide- und Mehllager war gleichfalls preisgegeben worden. Auf der Insel Desel lagerte vielerlei Ware, u. a. lagen dort merkwürdigerweise 20 000 Flaschen Alkoholika.

Es ließ sich zunächst kein klares Bild von den Vorgängen gewinnen. Der Landeshauptmann v. Zahn, der als Chef der Verwaltung für die Preisgabe verantwortlich zu machen war, überreichte mir später eine sehr eingehend ausgeführte Denkschrift, nach deren Durchsicht ich ihm erklären konnte, daß er voll gerechtfertigt sei. Die Vorgänge hatten sich so abgespielt: Zwischen dem 8. und 10. November war es im Gebiet Reval zur Bildung von Soldatenräten gekommen, wobei zwar kein Blut geflossen war, es aber doch nicht an sehr ernststen Bedrohungen der Kommandobehörden gefehlt hatte. Die Esthen hatten sich die Bewegung unter den Soldaten zunutze gemacht, Verbindung mit ihr aufgenommen und unter dem Beistand und Jubel der auseinandergelaufenen Soldaten die Republik ausgerufen. Darauf hatten sie, gestützt auf eine kleine, schnell errichtete Miliz, den Abzug der Kommandobehörden und der Verwaltung gefordert. Der Appell der Kommandobehörden an die deutschen Soldaten, sie

gegen die Esthen zu schützen und die hier in Gestalt des Heeres- und Verwaltungsgutes auf dem Spiele stehenden deutschen Interessen nicht den Esthen preiszugeben, blieb wirkungslos, vielmehr fraternisierten die Soldaten mit den Esthen und erklärten, das Heeresgut usw. gehöre den Esthen von Rechts wegen, es sei Ersatz dafür, was man ihnen durch Requisitionen abgenommen hätte. Unter diesen Umständen konnten allerdings die Behörden nicht länger ihr Amt ausüben, zumal die Esthen eine offen feindselige Haltung einnahmen.

Die Soldatenkehrten alsbald unter dem Einflusse eines Mehrheitssozialisten Sauer aus Mannheim leidlich zur Vernunft zurück, doch hatten nun die Esthen die Macht schon fest in der Hand.

Am gleichen Tage noch sandte ich einen jungen Offizier nach Reval, der in meinem Auftrage mit dem Soldatenrat sprechen sollte. Es war dies der Reserveleutnant Willi Becker aus Förderstaedt. Becker, der mir später auf so traurige Weise entrisen wurde, war ein grundehrlicher Junge, der vor keiner noch so heiklen Aufgabe zurückscheute. Er war in Folge seiner vielen schweren Verwundungen zum Verwaltungsdienst abkommandiert worden und war eben aus Reval zurückgekommen. Sowie er von mir hörte, kam er und stellte sich mir zur Verfügung. Als ich ihm den Auftrag gab, nach Reval zu fliegen oder zu fahren, wollte er auch sogleich die Vollmacht haben, die deutsche Verwaltung wieder aufzurichten — mit dreißig treuen Soldaten wollte er alles wieder gutmachen. Diesen Auftrag gab ich ihm zwar nicht, sondern legte ihm die Rettung der Textilien ans Herz, die er mit allen möglichen Mitteln, wenn nicht anders mit Gewalt, versuchen sollte. Nach einigen Tagen kam er zurück. Er hatte wenigstens mit Hilfe Sauers erreicht, daß die Soldaten die Absicht aufgaben, die wertvollen Bestände, mit denen so viel deutsche Blöße bedeckt werden konnte, glatt den Esthen zu übergeben. Zwar standen schon esthnische Schützen vor den Magazinen, aber der Soldatenrat stellte nun neben jeden einen deutschen Posten. An einer anderen Stelle lagerten 15 000 erbeutete russische und japanische Gewehre. Becker erreichte, daß der Soldatenrat beschloß, sie durch Herausnahme der Kammern unbrauchbar zu machen. Dies ist wirklich geschehen, die Kammern hat man zur Wut der Esthen ins Meer geworfen, aber von den Textilien ist keine Faser und von der Weinsaat kein Lot nach Deutschland gekommen. Die Soldaten warfen den Abbeförderungsplan um und weigerten sich, beim Transport des Heeresgutes zu helfen, sie beschlagnahmten vielmehr die dafür bestimmten Züge für sich und kamen in losen Haufen nach Livland, was zu schweren Transportkrisen führte. So fiel alles den Esthen in die Hände. Es ist nicht möglich, die Höhe der Verluste auch nur annähernd anzugeben.

Am 16. November erhielt ich von der zeitweiligen Regierung der esthnischen Republik ein Telegramm, in dem sie Verhandlungen verlangte. Ich antwortete ihr, daß ich ihre Vertreter am 18. November in Riga erwarte. Aber schon am 17., als ich sowohl durch die Verhandlungen des Kongresses der Soldatenräte wie durch Versammlungen der Bolschewiken in Anspruch genommen war, erschienen die Herren Jansen und Lucht aus Dorpat und wollten à tempo von mir die Vollmacht haben, die Verwaltung Dorpats und der umliegenden Landkreise zu übernehmen. Diese mußte ich ihnen abschlagen.

Man muß bedenken, daß wir um jene Zeit noch etwa zwei Divisionen nördlich von Dorpat stehen hatten. Wir konnten nicht zulassen, daß unsere Ver-

bindung mit ihnen und ihr Heimtransport von dem sehr fraglichen guten Willen der Esthen abhängig wurden. Im Norden Esthlands war die deutsche Verwaltung schon fort, um so nötiger war es, sie dort, wo sie noch bestand, so lange festzuhalten, bis der letzte Transport den Zug bestieg. Ich kam den Wünschen der Esthen bis an die Grenze des Möglichen entgegen und gestand ihnen zu, die Kommunalverwaltung allmählich abzugeben, so daß sie in etwa drei bis vier Wochen rein esthnisch werden konnte. Dagegen hielt ich Bahn, Post und Drahtleitungen fest in der Hand. Das ging den Esthen nicht weit genug, und Herr Jansen gab mir zu verstehen, daß meine Weigerung gegen den internationalen Sozialismus verstoße. Ich setzte mich ruhig mit ihm auseinander und zählte ihm meine Gründe auf. Als jedoch auch Herr Lucht den gleichen Faden spinnen wollte, sagte ich ihm, daß sein Beruf (er war, wie ich inzwischen erfahren hatte, Bordellwirt) es mir nicht gestatte, mit ihm über Sozialismus zu reden. Dadurch bekam unsere Unterhaltung eine Schärfe, die bald zwang, sie abzubrechen.

In der Verhandlung am folgenden Tage war die esthnische Republik durch den Trudowiki Koch, einen Revaler Advokaten, und einige andere Herren vertreten, die sich gehörig ausweisen konnten. Einer von ihnen kam stehenden Fußes aus dem Gefängnis Dünamünde, aus dem ihn mein Erlaß befreit hatte. Er bekam erst ein gutes Frühstück, was seine Laune merklich besserte. Ueberhaupt verliefen diese Verhandlungen in den angenehmsten Formen, insbesondere Koch war ein Mann, der zwar die Sache seiner jungen Republik eifrig vertrat, aber zugleich Verständnis für meine Gründe hatte, die mich nötigten, manche seiner Anträge abzuweisen. Nach mühseligen Verhandlungen, die von acht Uhr früh bis gegen elf Uhr abends dauerten, hatten wir ein Einigungsprotokoll fertig, den „Frieden von Riga“, wie Herr Köhler, der es protokollierte, euphemistisch meinte. Ich hatte den Standpunkt, den ich Herrn Jansen gegenüber vertreten, im allgemeinen durchgesetzt. Eine Abweichung hatte ich insofern zugestanden, als den Esthen eine eigene Briefpost bewilligt wurde, die in eigenen Beuteln von den deutsch-verwalteten Aemtern zu befördern war; auch esthnische Staatstelegramme, in esthnischer Sprache, sollten befördert werden und den gleichen Vorzug wie deutsche Militärtelegramme genießen. Ein anderes Zugeständnis betraf die Universität Dorpat. Es ist bekannt, daß diese alte deutsche Hochschule von der deutschen Militärverwaltung wieder eröffnet worden war, was einen gehörigen Baken gekostet hatte. Es war natürlich nicht möglich, den deutschen Charakter der Universität zu bewahren. Das große Unglück verlangte auch diesen Verzicht. Ich mußte ihn bringen. Mit dem 1. Dezember ging die Verwaltung der Universität auf Esthland über.

Aus den im Lande erhobenen Steuern usw. war ein Fonds angesammelt worden, der nur für Landeszwecke verwendet werden sollte. Aus diesem Fonds, der nun in Riga lag, bewilligte ich der Regierung der Republik Eesti gegen eine Million Rubel, damit sie überhaupt den Regierungsbetrieb aufnehmen konnte. So schieden wir in gutem Einvernehmen, und ich glaubte, einstweilen mit diesem Notabkommen die Abwicklung unserer Geschäfte auf eine gute Bahn gebracht zu haben.

Aber schon wenige Tage darauf erhielt ich Meldungen über esthnische Frechheiten. An mehreren Orten hatten sie unsere schwach geschützten Postanstalten aufgehoben, den Beamten die Gelder entrispen, sie mißhandelt, des-

gleichen hatten sie einigen Verwaltungen in dieser Weise Gewalt angetan, in Reval waren einige führende Deutschbalten arretiert worden, im Lande hatten sich Ueberfälle deutscher Besitzungen ereignet. Ich verlangte drahllich Erklärungen und Beachtung des Vertrages. Keine Antwort. Da funkte ich der esthnischen Regierung, daß alle deutschstämmigen Landeseinwohner unter dem Schutze des Reichs stünden und ich für jedes ihnen angetane Unrecht Rechenschaft fordere. —

Ich konnte viel fordern. Die Esthen konnten sich gestatten, auf meine Telegramme zu pfeifen, denn unsere Soldaten in Reval waren, wie die Esthen besser wußten, als ich, weit davon entfernt, eine Hand zum Schutze ihrer Stammesbrüder zu rühren. Mit Mühe und Not brachte ich sie dahin, für die Freilassung und Abreise einiger besonders gefährdeter Balten zu sorgen. In verworrenem Internationalismus und kindhaftem Verbrüderungsdrange sahen sie in den Esthen ihre Freunde, denen sie sich näher fühlten, als den stammverwandten Deutschbalten, und glaubten sich verpflichtet, von sich aus gutzumachen, was den Esthen in der Zeit der Besetzung an Unbill zugefügt worden war. Dies Verhalten unserer Soldaten hat uns viel Schaden getan. Aber wenn man sie darum tadelt, was ich in scharfer Form tat, so kann man doch nicht außer acht lassen, daß diese Haltung unserer Soldaten nur das Ausschwingen des Pendels nach der anderen Seite war. Als sich die besetzenden deutschen Truppen der esthländischen Hauptstadt genähert hatten, waren ihnen die Mitglieder der esthnischen Regierung entgegengegangen, um die Truppen zu begrüßen und über die Teilung der Gewalt zu verhandeln. Der Truppenbefehlshaber hatte sie angefahren: für ihn gebe es keine andere Souveränität im Lande als die deutsche Wehrmacht; und in folgerichtiger Anwendung dieses Standpunktes waren dann Regierung und Landtag aufgelöst worden, — Widerspruch wurde mit Verhaftung zum Schweigen gebracht. Diese Behandlung einer Bevölkerung, die den Truppen mit dem Willen zum friedlichen Einvernehmen entgegengekommen war, hatte das Gerechtigkeitsgefühl des deutschen Soldaten verletzt, und als nun der Zusammenbruch der Kommandogewalt die Truppen auf sich selbst stellte, zog sie dies Gerechtigkeitsgefühl nach einer politisch falschen Seite, was aber auch nur darum möglich war, weil die in vierjähriger Kriegsmühsal aufgewachsene Unlust den nationalen Willen schlaff und schwach gemacht hatte. An nicht wenigen deutschen Soldaten hat sich diese Haltung schmerzlich gerächt.

Die politischen Verhältnisse in Esthland nach Ausrufung der Republik waren durchaus nicht so klar und gefestigt, wie Havas- und Reuterstelegramme der Welt erzählten. Von den Sozialisten hatte man nur die aus ein paar Advokaten und ehemaligen Offizieren bestehende Gruppe der Trudowicki zur Teilnahme an der Regierung bewegen können. Die Menschewicki nahmen die für die deutschen Unabhängigen so kennzeichnende Haltung der prinzipiengetränkten Quengelei ein, womit sie dem anfänglich nicht erheblichen Bolschewismus den Weg bereiteten. Es gab Regierungskrisen mit unblutigen Schießereien und Maulschellen, deren Grund wahrscheinlich nur in der Geldgier erwerbsloser Advokaten und ähnlicher Spekulierburschen bestand. Dabei spielten meistens Leute mit deutschem Namen eine Hauptrolle. Es wird dem Leser ohnehin schon aufgefallen sein, daß die meisten der von mir genannten esthnischen und lettischen Parteigänger gute deutsche Namen haben. Nur Stubil und Rainin in Riga und Martna in Reval haben von diesen Leuten Namen aus dem Sprachbestande des

Valsts Arhivs.

Volkes, zu dem sie sich rechneten und hielten. Martna war auch dem Aeußern nach zweifellos esthnischen Stammes. Skubik und Kalnin aber hatten so blondes Haar, daß sie als Hannoveraner gelten konnten. Die übrigen waren alle ohne Zweifel deutscher Herkunft, was sie freilich nach dem Zusammenbruche nicht mehr wahr haben wollten. Da hingen sie denn ihrem deutschen Namen eine lettische Endung ein. Aus dem Leipziger Studenten Walter wurde in der zweiten Novemberhälfte ein Walters, der Karl Ullmann mit dem derben mecklenburgischen Gesicht wurde Ullmanis, und selbst der jüdische Dr. Mender nannte sich fortan Mendere. Auch meinen Namen wollten sie in ihren Rundgebungen und lettisch geschriebenen Briefen mit einer lettischen Endung verhungzen, ich gab aber derartige Briefe dem Boten gleich wieder zurück, worauf sie den Unsinn einstellten.

An den mit der esthnischen Regierung abgeschlossenen Vertrag haben sich diese Leute sehr wenig gehalten. Als dann nach etwa zwei Wochen das Geld verpulvert war, kamen sie wieder, um neue Subsidien zu holen. Nun gelobten sie wieder strenge Vertragserfüllung. Da sie aber keine Miene machten, das Heeresgut, das sie nun nach dem Abtransport der Revaler Garnison ganz in Händen hatten, freizugeben, so kriegten sie auch kein Geld mehr. Anfänglich hatte ich ihnen Waffen für das Heer in Aussicht gestellt, das sie sich schaffen wollten. Aber bei dieser Entwicklung der Dinge hütete ich mich. Leider haben sie sich durch die Gleichgültigkeit örtlicher Soldatenräte doch einige hundert Gewehre beschaffen können. Die ersten, auf die sie damit schossen, waren heimziehende deutsche LandsturMLEUTE.

VIII.

Die Soldatenräte.

Lange vor dem deutschen Zusammenbruche kam ich einmal mit einem früheren russischen Offizier ins Gespräch. Der hatte als Finnländer im russischen Heere den Krieg gegen Deutschland mitgemacht, hatte den Zusammenbruch des Heeres miterlebt und war später, nach dem Siege der Maximalisten, entwichen. Diesen Mann fragte ich, wie sich der Zusammenbruch des Heeres, die Auflösung der Disziplin vorbereitet und vollzogen habe — insbesondere sollte er mir erzählen, wie sich der entscheidende Vorgang, die erste Gehorsamsverweigerung in Masse, abgespielt habe.

Der Mann hatte früher an der Karpathenfront, später bei Baranowitschi gestanden und erzählte etwa dieses:

Wenn man solch eine Auflösung der Disziplin noch nicht erlebt hat, so erscheint sie einem wie ein unerhörtes Wunder. Nun diese Ereignisse hinter mir liegen, ist mir alles selbstverständlich und ich meine, das konnte gar nicht anders kommen. Der Soldat an der Front muß täglich und mußte jahrelang den stärksten Trieb unterdrücken, den der Mensch hat, nämlich den Trieb der Selbsterhaltung. Er mußte also fort und fort gegen die Natur in sich selbst kämpfen. Er mußte die Natur unterdrücken. Die Natur aber läßt sich das nicht gefallen und rächt sich. Hier liegt nun das besondere seelische Phänomen dieses Krieges. Es ist nicht so schwer, den Selbsterhaltungstrieb für eine kurze Zeit zu überwinden, wenn diese Zeit mit Handlungen ausgefüllt ist, die andere starke Triebe in Bewegung setzen. Ein Schlachtentag beispielsweise mit vielem Stellungswechsel, mit lebhaften Infanteriekämpfen und Bajonettangriffen entfesselt den Vernichtungstrieb, der jeden Mann alsbald ganz beherrscht und ihn alles andere, Hunger, Müdigkeit und Todesgefahr vergessen läßt. Nach einem solchen Tage ist der Soldat vielleicht müde, aber er ist im Banne der Disziplin. Auch ein langer Krieg ist erträglich, wenn er sich in viele einzelne Manöver auflöst und auf Tage mörderischen Schlachtenlärms wieder andere mit völliger Ruhe und Sicherheit folgen. Bedenken Sie, was einzelne Truppenteile des ersten Napoleon geleistet haben. Es gab da Regimenter, die ununterbrochen zwölf Jahre im Felde waren. Und doch haben sie nie gemeutert. In diesem Kriege ist das anders. Er dauert ja noch gar nicht so lange (damals etwa 3½ Jahre), und doch ist das russische Heer schon verbraucht. Das kommt daher, daß der Soldat eigentlich immer, wenn er nicht in der Garnison oder in weit zurückliegender Etappe Dienst tut, in Todesgefahr ist. Auch seine sogenannte Ruhe-

stellung ist immer im Feuerbereich. Er kämpft nicht, sondern hoch in Kampfbereitschaft im Graben. Jeden Augenblick kann der Feind angreifen, jeden Augenblick kann er den Graben mit Feuer übersallen. Aber immerfort muß der Soldat seinem Selbsterhaltungstrieb Gewalt antun. Unter diesem ewigen Drucke entsteht dann allmählich ein neuer Mensch, der mit dem Schema des überlieferten militärischen Drills nicht mehr zu fassen ist. Er entgleitet einfach der Zange. Die Disziplin ist nicht zusammengebrochen, sie ist allmählich, ganz allmählich aufgelöst. Ich sah die ersten Anzeichen im Winter und Frühjahr 1916. Ich verbrachte täglich vier bis fünf Stunden im vordersten Grabenabschnitt. Ich war am frühen Morgen da, überwachte die Verteilung der Rationen, hielt einen Appell und ging dann wieder nach hinten. In der Nachmittagsdämmerung ging ich wieder in den Graben und blieb einige Stunden dort. Um diese Zeit, es kann im Januar oder Februar 1916 gewesen sein, bemerkte ich das erste bedenkliche Nachlassen der Disziplin. Die Soldaten murrten und hatten bald über dies, bald über jenes zu klagen. Ich konnte alle ihre Wünsche befriedigen: Essen, Stiefel, Stroh, andere Ablösung — alles konnte ich schaffen und einrichten, wie sie es wünschten. Aber sie murrten trotzdem. Was wollt ihr nun noch? Ich habe alles getan! Seid wieder lustig! sagte ich. Aber sie blieben mürrisch und einige sagten: Laß uns nach Hause gehen! Das waren die ersten Anzeichen. Sie wiederholten sich und wurden schlimmer. Dann gab es lebhaftere Kampftage, und da wurden sie wieder lustig. Wir machten öfter Vorstöße, hatten manchmal Verluste und brachten manchmal Gefangene mit. Nach einigen Wochen waren sie der Sache überdrüssig und sagten wieder: Laß uns nach Hause gehen! — Es fanden lange Beratungen über diese Erscheinungen statt, die sich vielerorts zeigten. Wir wechselten öfter den Stellungsort, und manchmal wurde es darauf für einige Zeit besser. Aber lange dauerte es nicht, dann war die alte Verdrossenheit wieder da und sie wollten wieder nach Hause. Vom Frühjahr an kam es vor, daß sich die Leute weigerten, auf Patrouille oder zum Vorstoß vorzugehen. Man vertuschte es. Man vertuschte es. Aber wenn jemand bei den Besprechungen davon sprach, bekannten gleich mehrere, daß es bei ihnen ebenso sei. Von da an hieß es bei Befehlen: Wenn möglich — man konnte nicht mehr disponieren, da es ungewiß war, ob die Leute taten, was befohlen wurde. Von Politik war bei all diesen Erscheinungen keine Spur. Es gab im russischen Heere keine pazifistische Propaganda. Es kam vielmehr alles aus den Leuten selbst heraus. — Und der eigentliche Vorgang? Es ist schwer zu sagen, worin er eigentlich bestand. Wir hatten von der Umwälzung gehört und die neue Regierung sandte Kundgebungen und Befehle. Wir hielten Ansprachen an unsere Leute und es kamen auch politische Kommissare zu uns, die vor den Soldaten Reden hielten. Dann hieß es eines Morgens, es müßten Soldatenräte gewählt werden. Ob das ein Befehl war oder ob es von den Soldaten ausgegangen war, konnte man nicht sagen. Da wurden Soldatenräte gewählt und von da an war das Heer kein Heer mehr. —

An diese Erzählung des Finnländers, die er mir auf einer Bahnfahrt zwischen Herbesthal und Köln vortrug, mußte ich denken, als ich die Bewegung der Soldatenräte im Baltischen erlebte und über ihre Ursachen nachdachte. Ich glaube, daß seine Meinung über die Wirkung des langen Grabenkrieges auf die Geistesverfassung des Soldaten im Kern richtig ist. Sie stimmt in wichtigen Punkten mit manchem überein, was ich von der Entwicklung auf

deutscher Seite weiß. Es ist ein Mangel, daß sich noch kein Berufener gefunden hat, der diese Entwicklung schildert hätte. Die Denkwürdigkeiten der großen Heerführer sind in diesem Punkte nicht maßgebend. Hier müßten einige Armeechefs, Frontoffiziere und Frontsoldaten ihre Eindrücke und Erfahrungen zusammenfassen.

Wenn ich meine Eindrücke im Balkenlande kritisch prüfe und sichte, so bleibt bei allem Bemühen, nur das Wesentliche zu sehen, doch ein völliges Durcheinander der Stimmungen, Meinungen und Bestrebungen übrig. Eine große Sehnsucht nach der Heimat ist das einzige, was man als nahezu allgemeinen Zug findet. Auch darin gab es Ausnahmen. Die Soldaten an der Front und im großen Garnisondienst strebten alle mit Macht nach Hause. Wo aber Verdienstmöglichkeiten winkten, da gab es auch immer etliche, die diese auszunützen trachteten, und darum vorerst keine Sehnsucht nach der Heimat hatten. Eine zielbewußte politische Propaganda wird es im Bereich der VIII. Armee nicht gegeben haben. Unter den Libauer Matrosen und unter den Mannschaften des Flugplatzes Alt-Alt gab es unabhängige Parteigänger, die wahrscheinlich im Sinne ihrer heimischen Führer raisonnirt und queruliert haben. Auf die Masse der Soldaten (die VIII. Armee war rund 150 000 Mann stark) hat das keinen Einfluß ausgeübt. Für sie kam der Rätegedanke ganz überraschend. Aber sie huldigten ihm sogleich.

Die innere Stellung zu den Ereignissen wurde durch das Heimverlangen bestimmt. Der Zusammenbruch bedeutete das Ende des Krieges und endliche Heimkehr. Danach ging die Sehnsucht — also hieß man den Zusammenbruch willkommen als ein persönliches Glück, ohne sich schwere Gedanken über die Folgen für die Gesamtheit zu machen. Das gilt für die Masse der Soldaten. Ueber dieser Masse standen die Intelligenzen, parteipolitisch geschulte Leute, zumelst Sozialdemokraten, Demokraten, alte Gewerkschafter, christlich-nationalgesinnte, freiheitlich-nationaldenkende Männer ohne bestimmte Parteifärbung. Diese sahen ohne Unterschied in den Ereignissen ein großes Unglück und in den Soldatenrathen eine, leider unvermeidliche, Torheit, sie stellten sich an die Spitze der Bewegung oder wurden dorthin gedrängt und mühten sich redlichst, der Bewegung Schärfen und gefährliche Spitzen zu nehmen. Zuweilen jedoch stieg einem die ihm so plötzlich in den Schoß gefallene Machtfülle zu Kopfe und er wich von der zuerst erwählten Bahn ab, spielte sich als ein kleiner König auf oder suchte wohl gar das Seine in dem allgemeinen Wirrwarr.

Die Stimmung gegen die Offiziere war überwiegend kritisch. Es gab da Spezialisten der übeln Nachrede, die haarsträubende Geschichten erzählten — von Veruntreuungen reichseigenen Gutes, von mißbräuchlicher Ausnützung der obrigkeitlichen Gewalt zur Bereicherung auf Kosten der Landeseinwohner und ähnlichen schlimmen Dingen. Damit wurde die Stimmung gegen die Offiziere aufgestachelt. Im Gegensatz dazu trachteten jene vorerwähnten führenden Soldaten, dieser Heze Schranken zu ziehen. Auch unter ihnen gab es etliche, die irgendwelchen Offizieren schlimme Verfehlungen zur Last legten, aber sie wehrten doch einer Verallgemeinerung solcher Erscheinungen. Es kam viel darauf an, welcher Art die eigenen persönlichen Erfahrungen gewesen waren. Mancher sehr vernünftige Mann, der durchaus zum Guten wirkte, wurde heftig, wenn er über die Rolle der Offiziere sprach, und maß ihnen die Hauptschuld an dem allgemeinen Unglück bei, und es kam auch vor, daß ein rechtes Raubbein seinem

Kompagnieführer ein hohes Loblied sang. Aber unberührt von diesen Stimmungen bestand fast überall die Bereitschaft bei den Soldatenräten, mit den Kommandobehörden sachlich zusammenzuarbeiten.

Die Offiziere selbst waren allgemein zurückhaltend. Sie ertrugen den Wandel mit Anstand und begnügten sich auch mit der bescheidenern Rolle, die ihnen nun noch im Truppenverbande blieb. Die Fälle einer würdelosen Kriecherei waren recht selten. In Dünaburg gab es einen Bataillonsführer, der sich selbst Achselstücke und Kolarde abriß und in übelster Weise mit den Soldaten bei Fressen und Saufen fraternisierte. Er fand sein Gegenstück in einigen andern Offizieren des Flugplatzes Alt-Auß, die Hals über Kopf flohen und alles im Stich ließen. Beide Fälle aber bildeten Ausnahmen.

Die Einberufung des Kongresses der Soldatenräte hatte der Soldatenrat der Garnison Riga übernommen, der eine überaus maßvolle Leitung hatte. Diese Leitung lud die Räte des Armeebereichs ein und beabsichtigte auch Richtlinien für die Tätigkeit der Räte vorzubereiten, was jedoch nicht geschah. Ich begrüßte nun den Kongreß, der am 17. November in einem Soldatenheim in der innern Stadt tagte, in amtlicher Eigenschaft und sprach über die Lage des Reichs. Es kam mir darauf an, diesen Kongreß sogleich in die Richtung zu leiten, die nach meiner Ueberzeugung jetzt nötig war. Was ich über das „alte Regime“ zu sagen halte, sagte ich mit jener schärfreien Sachlichkeit, die man allem Ueberwundenen schuldig ist. Die Aufgabe der Räte bestehe nicht in der Schaffung einer neuen Heeresorganisation, sondern in der Hilfe bei der Lösung und Heimbeförderung der Truppe. Nicht politische Debatten, sondern fleißige Arbeit an dieser Aufgabe sei das Gebot der Stunde. Ich wandte mich besonders wieder an meine Parteifreunde: Immer hätten wir den alten Mächten mit Tadel zugeseht und versichert, daß das öffentliche Wohl in unsern Händen besser aufgehoben sei als in ihren. Jetzt liege es in unsern Händen und nun müßten wir trachten, unser Versprechen wahrzumachen. Wenn wir jetzt nicht die Ordnung bewahren könnten, so sei das für die Sache der Partei fürchtbar — aber auch die ganze Armee werde darunter leiden und dem Reiche großer Schaden erwachsen. Den zahlreichen Offizieren sagte ich, daß Reich und Truppe auf ihre führende Arbeit nicht verzichten könnten; und wenn ihnen auch der Zusammenbruch des Heeres vieles von ihrer bisherigen Stellung genommen habe, so dürften sie doch darum nicht dienstunlustig werden, sondern müßten weiter ihre Pflicht tun — Deutschland, das wir liebten, als es in seiner Kraft und Herrlichkeit dastand, sei uns jetzt in seiner Not und seinen Schmerzen nur noch teurer geworden. Das Echo meiner Rede war stark genug, um andersdenkende Elemente im Zaume zu halten. Ich war über die starke Wirkung sehr froh, denn nun durfte ich hoffen, die Soldatenbewegung in heilsame Bahnen zu lenken.

Heute kann man ja über die Sorgen, die man sich damals machte, lachen. Aber wer hätte damals weisagen wollen, daß der ganze Apparat der Soldatenräte in so kurzer Zeit wieder verschwinden würde? Die Räte selbst richteten sich ein, als träten sie eine lange Herrschaft an.

Auf jenem Kongreß wäre auch nicht alles so glatt verlaufen, wenn er nicht in dem Wehrmann Robert Albert einen ganz ausgezeichneten Vorsitzenden gehabt hätte, der über alles, was gegen den Strom schwimmen wollte, mit geradezu wundertätiger Souveränität hinwegging. So wurden die Beschlüsse erzielt, die wir für richtig hielten. Es wurden Richtlinien beschlossen,

die ziemlich harmlos waren. Etwas heikel war die Regelung des militärischen Grußes — ob der Gruß Pflicht sein solle oder nicht. Ich gewann den Kongreß dafür, daß er die Pflicht gegenseitigen kameradschaftlichen Grüßens aussprach, weil es doch selbstverständlich sei, daß sich zwei Deutsche grüßten, wenn sie sich im fremden Lande begegneten. Zum Schluß wählte man einen Zentralsoldatenrat, aber nicht wie ich wollte, aus fünf, sondern aus 24 Personen bestehend. Es waren größtenteils sehr wackere Männer, die vieles zum Guten wandten; einige Geschäftemacher unter ihnen verschwanden bald, um die Heimat zu beglücken.

Robert Albert hat unter dem Namen René Wohlgenuth eine Schrift erscheinen lassen, die die Tätigkeit des Mitauer Soldatenrats erzählt. Ich werde genötigt sein, später noch ein Wort über diese Tätigkeit zu sagen. Doch ist hier schon der Ort, auf den Vorwurf zu erwidern, den Albert gegen mich erhebt: ich hätte mich in Riga nur mit Leuten von reaktionärer Denkart umgeben. — Ich hatte allerdings das Bedürfnis, ein paar Mitarbeiter meines politischen Glaubens bei mir zu haben. Ich richtete mein Augenmerk auf mehrere Parteifreunde in den dortigen Soldatenräten. Alle, die ich darum anging, lehnten ab, weil sie so bald wie möglich nach Hause wollten. Ich habe dann an den Vorstand meiner Gewerkschaft geschrieben und um Beurlaubung einiger Kameraden gebeten, ich habe mich unmittelbar an andere gewandt, die mir als Mitarbeiter willkommen gewesen wären, weil ich ihre Fähigkeiten und ihren Charakter kannte. Aber überall bin ich abgefallen. Die mir unterstellten Beamten waren bis dahin wohl alle konservative Leute. Das hatte nichts zu bedeuten, weil alle politischen Entscheidungen von mir getroffen wurden. Ich habe nie bewußt parteipolitisch auf sie eingewirkt, und doch haben sie mir fast alle, bis auf ganz wenige, bei ihrem Ausscheiden mündlich, oder nach ihrem Fortgange in Briefen erklärt, daß ihr Zusammenarbeiten mit mir ihnen Anlaß einer politischen Neuorientierung geworden sei. Sozialdemokrat ist zwar nur einer von ihnen geworden, aber als sozial und freiheitlich denkende Männer sind sie alle von mir gegangen — bis auf ganz wenige Ausnahmen, die mir nicht wehe tun.

Mit dem Zentralsoldatenrat traf ich die Abrede regelmäßiger Besprechungen, in denen ich ihn von den wichtigeren politischen Vorgängen unterrichtete. Es waren oft sehr vertrauliche Mitteilungen, aber nie ist mein Vertrauen mißbraucht worden und nie sind wir uneinig auseinanderggegangen.

Republik Lettija.

Am Abend meiner Ernennung zum Generalbevollmächtigten hatte ich dem Ehepaar Skubič einen Besuch gemacht. Wenn wir auch in den Fragen der Zeit erheblich auseinandergingen, so fanden wir doch beiderseits Gefallen an unserm Verkehr. Mir tat die warme, kultivierte Häuslichkeit dieser zwei aufrichtigen Menschen wohl, und auch sie sahen mich gern kommen.

Es gab nun natürlich erst einigen Scherz über den Wechsel der Szene: wo man sonst geheime nationale Konspirationen in steter Angst vor der deutschen Okkupationsmacht getrieben hatte, saß jetzt der erste Vertreter dieser Macht wissend beim Tee — als Freund behandelt und handelnd.

Doch war ich nicht nur der Häuslichkeit und der Freundschaft wegen gekommen, sondern auch, um mich nach dem Stande der lettischen Angelegenheiten zu erkundigen. Skubič war, wie er selbst sagte, lettischer Nationalist, er war allerdings auch Anhänger des internationalen Sozialismus, und hielt folgerichtig alle nationalistischen Strebungen für unstatthaft — mit Ausnahme der lettischen, für die er ein besonderes Recht in Anspruch nahm, was er mit einem rührend vaterländischen Eifer begründete. Die Entwicklung der Dinge hatte unsere Absichten genähert. Ich wollte eine Anlehnung der baltischen Staaten an Deutschland, und das gleiche wollte Skubič und wollten die lettischen Menschewiki überhaupt. Ich hatte dabei die verschwiegene Hoffnung, der Mangel an politischer und technischer Intelligenz würde die hier neu entstehenden Kleinstaaten zwingen, viel deutsche Staats- und Wirtschaftsbeamte, Techniker und hochstehende Arbeiter an sich zu ziehen und wir würden auch auf diesem Wege noch zu einem annehmbaren Ergebnis der deutschen Ostpolitik kommen. Ich hatte den Wunsch, die Unabhängigkeitserklärung Lettlands noch einige Zeit hinauszuschieben, damit wir noch im Lande bleiben konnten und meine Politik in die Lage kam, die beabsichtigte versöhnende Wirkung zu äußern. Da auch Skubič eine deutsch-lettische Versöhnung wünschte, so war auch ihm, wie überhaupt den Sozialisten, an einer überstürzten Unabhängigkeitserklärung nichts gelegen. Aber die Konkurrenz der andern Parteien konnten sie nicht außer Acht lassen.

In den durch diese Absichten gezogenen Grenzen konnte ich mit Skubič offen sprechen. Ich fragte ihn: „Wie steht's um die Republik Lettija?“

Die Antwort war sehr günstig. Die durch die abweichende außenpolitische Einstellung gegebene Gegenseitigkeit der lettischen Volksparteien war so groß,

daß man nicht nur noch nicht zu einer Einigung gekommen war, sondern sich erneut auf das bitterste verfeindet hatte. Die während meiner Abwesenheit geführten Verhandlungen der lettischen Parteien waren ergebnislos abgebrochen und hatten zu einem sehr aufgeregten Notenaustausch der Parteihäupter geführt. Carlis Ulmanis hatte brieflich die ultimative Aufforderung an die sozialistische Gruppe gerichtet, schriftlich anzuerkennen, daß die von ihm befolgte ententefreundliche Politik richtig gewesen sei. Die Sozialisten hielten das für eine neue Falle, da ihre Antwort, sie mochte auf ja oder nein hinauslaufen, immer ein Mittel zur Propaganda gegen sie sein mußte. Ueber solche Hinterlist waren sie erbittert und betrachteten nun das Tischtuch zwischen ihnen und den Ullmannleuten als zerschritten.

Zu diesem Zeitpunkt war in Riga von den Ereignissen in Reval noch nichts bekannt.

Für den 16. November hatte Herr v. Gofler mehrere lettische Persönlichkeiten zu einer Besprechung eingeladen. Als wir am Tage zuvor die Lage besprachen, gab er mir davon Kenntnis. Der Plan dieser Besprechung war mehrere Tage vor meiner Ernennung entworfen und vorbereitet worden. Herr v. Gofler wollte damit etwas tun, was vielleicht sechs Monate vorher sehr günstig gewirkt hätte, jetzt aber ganz aussichtslos war. Man hatte immer nur die wenigen wohlhabenden deutschfreundlichen Betten herangezogen, die nicht viel hinter sich hatten; einen so einflußreichen Bettenführer wie Ullmann hatte man durch Mißtrauen und Kühle abgestoßen und für die deutschfreundlichen Sozialisten nur ein polizistisches Interesse gehabt. Jetzt, wo uns die Macht aus der Hand genommen war, wollte man die Leute haben. Herr v. Gofler schlug vor, ich solle diese Besprechung nun als meine Angelegenheit übernehmen. Ich war sogleich überzeugt, daß nicht einer von den linksstehenden Betten kommen würde und mochte meine Tätigkeit nicht mit einem solchen Abfall beginnen. Darum mußte ich die Sitzung ablehnen. Es kam, wie ich vermutet, nicht einer der Betten fand sich ein. Herr v. Gofler wurde stutzig und vermutete, die Unabhängigkeitserklärung werde jetzt kommen. Nach meiner Kenntnis der Dinge glaubte ich ihn beruhigen zu können: so lange ein solcher Streit unter den lettischen Parteien herrsche, sei eine Ausrufung der lettischen Republik nicht zu besorgen.

Ich habe bisher in dieser ganzen Darstellung alles gesagt, was mir irgendwie erwähnenswert schien und keine Rücksicht darauf genommen, daß sich dieser oder jener durch meine Offenheit kompromittiert fühlen könnte. Ich will nicht die Aufhellung der Ereignisse im Baltenslande durch solche persönlichen Rücksichten beeinträchtigen lassen. Hier aber bin ich an einer Stelle, wo mich ein Versprechen zum Schweigen verpflichtet.

Am Abend des 17. November, es war der Tag des Soldatenkongresses und der Bolschewistenversammlungen, hatte ich das Ehepaar Skubil zum Essen in meiner Wohnung am Thronfolgerboulevard. Auf dem Kongreß hatte ich ein paar gute hamburgische Bekannte getroffen, die noch mit mir zusammen zu bleiben wünschten, so daß ich auch sie mit nach Hause genommen hatte. Es lag in der ganzen Stimmung der Zeit und insbesondere dieses Tages, daß sich die deutschen Landsturmeute mit meinen lettischen Gästen ganz trefflich vertrugen und unterhielten, während ich, von der Heße und den Aufregungen mitgenommen und abgelenkt, still in der Nähe des Ofens saß und dem sprudelnd lebhaften Leutnant Becker die Sorge für die Gäste überließ. Gegen zehn Uhr

läutete der Fernsprecher im Schlafzimmer nebenan. Ich ging, kaum von der Gesellschaft bemerkt, hin und meldete mich. Man ersuchte mich, sofort ohne jede Begleitung nach einem Punkte in den schönen Anlagen zu kommen, die sich zwischen Thronfolger- und Alexanderboulevard befinden. Man wird verstehen, daß ich diese Aufforderung von ungenannter Seite etwas mißtrauisch anhörte, und daß ich, in Ansehung der Ereignisse und meiner Rolle dabei, auch an eine mir persönlich drohende Gefahr dachte. Ich zögerte einen kurzen Augenblick mit der Zusage — dann antwortete ich, daß ich in zehn Minuten an der beschriebenen Stelle sein würde. Noch einmal hörte ich, ich müsse aber allein kommen, sonst würde ich niemand treffen. Es war auf einem Umwege durch vier Türen möglich, das Haus zu verlassen, ohne daß ich ins Speisezimmer zurück- oder an den Ordonnanzen vorbei mußte. Auf diesem Umwege verließ ich das Haus. Zu meinem Schutze steckte ich einen russischen Armeerevolver, den ich geladen, aber noch nicht eingeschossen hatte, in die Ueberziehtasche. Unterm Tor kam mir noch einmal der Gedanke, umzukehren oder wenigstens Leutnant Becker mitzunehmen, aber ein kleines Restchen von jugendlicher Abenteuerlust trieb mich, zu gehen.

Was ich zu verschweigen habe, sind nur die Namen der Personen, die ich an dem verabredeten Orte traf. Es war ein erhöhter Punkt jener Anlagen. Die Treffstelle war eine Bank unterhalb eines leichten Schutzhäuschens. Ich fand sie noch leer und setzte mich. Vom Alexanderboulevard (es könnte allerdings auch der Tottlebenboulevard sein) fiel schwaches Licht durch das kahle Buschwerk. Nach einer kurzen Weile, während der ich unruhig mit dem Revolver in der Tasche spielte, kam ein Mann den Hügel hinauf. Er ging, mich aufmerksam musternd, vorüber und verschwand hinter der Wegbiegung. Ich war überzeugt, daß er es war, der mich erwartete und sich nur erst überzeugen wollte, ob ich allein sei. Ich hörte seine Schritte hinter dem Hügel. Während ich ihnen noch lauschte, hörte ich Schritte von der andern Seite. Behaglich war die ganze Begebenheit keineswegs. Da kam ein Mann von rechts und fast gleichzeitig der vorige Mann von links zurück. Es waren die Leute, die mich sprechen und mir eine wichtige Mitteilung machen wollten.

Die Mitteilung war in der Tat sehr wichtig und kam mir bei meiner bisherigen Kenntnis vom Stande der lettischen Angelegenheit überraschend. Man übergab mir den Wortlaut der Kundgebung, mit der Carl Ullmann am übernächsten Tage, nachmittags 2½ Uhr, im lettischen Theater die Republik Latwija proklamieren wollte.

Die beiden Leute forderten, ich solle das verhindern und noch in der Nacht die Häupter der Bewegung und die meistens bereits angekommenen Vertrauensleute verhaften lassen. Man nannte mir die Wohnungen der namhaftesten Lettenführer: Hotel de Rome, Bellevue usw. Ich dankte den Leuten und sagte, ich würde von der Mitteilung den durch das deutsche Interesse vorgeschriebenen Gebrauch machen. Sie fühlten in meiner Antwort die Ablehnung ihrer Forderung und begannen mit eindringlichen Vorstellungen. Ich blieb dabei und sagte, ich könne mit ihnen nicht über das, was meine Amtspflicht sei, diskutieren. Sie wurden heftig und beleidigend. Ich fuhr sie laut an, daß man es unten auf dem Boulevard hören konnte. Da wurden sie zahm und begnügten sich an Stelle der politischen Zusage mit hundertfünfzig Ostrubeln. Damit gingen sie los. Es waren keine Deutsche.

Am Montag, während ich mit den Esthen arbeitete, erhielt ich die Bestätigung der Nachricht. Ich benachrichtigte Gouvernment und Soldatenrat und gab Anweisung, die Veranstaltung nicht zu stören. So erfolgte am 19. November zur angegebenen Stunde die Ausrufung der lettländischen Republik — oder Latwija, wie die Letten sie taufte, und um 4 Uhr erschien Carl Ullmann, nun Ministerpräsident Carlis Ulmanis, mit dem Präsidenten des Volksrates bei mir, um mir feierlich von diesem Akte Kenntnis zu geben. Ich war von seinem Besuche nicht überrascht und nahm die Anzeige mit der Bemerkung entgegen: ich hoffte, daß dieser Schritt den Bewohnern Lettlands zum Segen gereichen möge.

Ich sah Ullmann bei dieser Gelegenheit zum ersten Male. Er ist seinem Blute und seiner Bildung nach Deutscher. Die deutsche Bildung gibt er zu, von der deutschen Abstammung will er nichts wissen. Doch ist sie nicht zu bezweifeln. Er hat Agronomie studiert, einige Semester in Leipzig, wie er erzählte. Dann ist er nach Amerika gegangen und ist dort mehrere Jahre Privatdozent gewesen. Nach seiner Rückkehr übernahm er im Erbganze eine Großbauernwirtschaft im südlichen Bivland, die er selbst und gut bewirtschaftet. Er spricht, außer lettisch, russisch, englisch und deutsch, ist aber im übrigen ein einfacher Mann und in seinem Aeußern durchaus Bauer. Die Familie stammt aus dem Nordhannoverschen, wie mir Balten sagten, ist in alter Zeit eingewandert, aber inmitten einer rein lettischen Bauernbevölkerung des Bewußtseins ihrer vollstlichen Herkunft verlustig gegangen. Er war nach meinem Dafürhalten das einzige rein sachlich interessierte Mitglied der einstweiligen Regierung, das, was man einen ordentlichen Menschen nennt. Ich habe es oft bedauert, daß dieser Mann nicht für Deutschland zu gewinnen war. Sein Deutschenhaß aber war stark und äußerte sich oft in abstoßender Weise, und dann kam es ihm auf einen Betrug oder eine Lüge nicht an. Manche wollten wissen, daß er von England gekauft sei, doch läßt sich dergleichen zwar immer behaupten, aber selten beweisen.

Die Regierung der neuen Republik war von einem Volksrat gebildet worden. In dessen Namen und Art lehrten die Gedanken wieder, die meinen Vorschlägen von Ende Oktober zugrunde lagen, wie auch der Wortlaut der Proclamation starke Anklänge an meinem damaligen Entwurf enthielt. Die verschiedenen Parteien hatten ihre Ansprüche untereinander ausgeglichen. Es waren hundert Mitglieder des Volksrats gedacht. Zunächst hatte man jedoch erst gegen 70 zusammen, für den entlegenen Teil Kurlands und für Lettgallen waren noch keine Vertreter berufen oder gekommen. Den Sozialisten hatte man etwa 20 Sitze zugesprochen, in die Regierung waren sie jedoch nicht eingetreten. Das Kabinett bestand aus Ullmann als Präsidenten, Walter als Minister des Innern, Hermanovski als Finanz- und Saliths als Kriegsminister, — dann waren wohl noch einige andere Titularminister da. Eine Persönlichkeit war von diesen nur noch Walter — eine Persönlichkeit in opalisterendem Licht. Ursprünglich Sozialist, hatte er von seiner Partei den Abschied genommen, um legitim tätig sein zu können. Ursprünglich Deutschenfreund, hat er sich der deutschfeindlichen Politik Ullmanns gefügt, um Minister zu werden und eine Rolle zu spielen. Das konnte er nun nach der Lust seines Herzens. An äußerem Schlimm übertraf er alle seine Kollegen. Er wurde der Sprechminister. Ich brachte ihm zunächst ein gewisses Vertrauen entgegen, da mir die Sozialisten sagten, Walter habe seine Gesinnung nicht geändert, sondern nur aus Opportunität einen äußerlichen Frontwechsel vorgenommen, im Herzen sei er der alte

deutschfreundliche Sozialist geblieben. Walter gehört zu den Menschen, die keinen sachlichen Beistern haben, sondern nur ihrer Persönlichkeit leben. Er strebte nach der Präsidentenwürde und benutzte gern eine Gelegenheit, Ullmann in den Schatten zu stellen. Da nun damals die Strömung bei den lettischen Kleinbürgern und Bauern scharf gegen Deutschland gerichtet war, gab Walter ihr nach Möglichkeit in verletzender Weise Ausdruck, um den weniger wortgewandten Ullmann in der Volksgunst auszustechen. Aber was konnte dieser zweideutige Literat gegen den erdwüchsigen Bauern ausrichten! Sein Intrigenspiel hat ihm später sein Portefeuille genommen — jetzt ist er Gesandter in Rom.

Von den andern Ministern ist wenig zu sagen. Der Finanzminister war eine bescheidene Null, der Kriegsminister Saliths ein trunksüchtiger Krafkeeler. Das Gehebe der Beute hatte viel Operettenhaftes, nur Ullmann stellte eine solide, feste Macht dar.

Als bald nach Ausrufung der Republik sollten die Verhandlungen mit der einstweiligen Regierung beginnen. Die Uebereinkunft mit den Esthen hatte ich ohne jede vorherige Fühlungnahme mit dem Auswärtigen Amt abschließen müssen. In die Verhandlungen mit Lettland, wo ungleich mehr auf dem Spiele stand (Kurland stand drei Jahre unter deutscher Besatzung, es waren Bahnen und gewerbliche Betriebe auf Kosten des Reichs entstanden), wollte ich nicht ohne Verständigung mit der Reichsregierung gehen. Ich schrieb daher dem Auswärtigen Amte einen umfangreichen Bericht, in dem ich ausführlich den Lauf der Ereignisse schilderte, die lettischen Persönlichkeiten vorstellte und die Gesichtspunkte entwickelte, nach denen ich weiterarbeiten wollte. Es war eine lange und gründliche Arbeit, die ich dem Amte durch Kurier zusandte. Das Amt sollte mir, wenn es meine Vorschläge nicht billigte, sofort drahtlich andere Instruktionen geben. Das geschah jedoch nicht, und so nahm ich am 22. November die Verhandlungen mit der lettländischen Regierung auf.

Die Gesichtspunkte, nach denen ich sie führte, waren diese: Die Bildung der lettländischen Republik ist eine vollendete Tatsache, die wir als solche anerkennen. Deutschland ist bereit, mit der vom Volksrat berufenen Regierung zu verhandeln. Wir erblicken im Volksrat schon heute die Vertretung Lettlands, verweisen jedoch darauf, daß in ihm der deutsche Volksteil noch nicht vertreten ist, und daß diese Vertretung in befriedigender Weise geregelt werden muß, ehe das Reich die staatsrechtliche Anerkennung der lettländischen Republik aussprechen kann. Für die Zeit der Besetzung üben wir die der besetzenden Macht nach der Haager Landkriegsordnung zustehenden Rechte aus, soweit wir uns dieser Rechte nicht freiwillig entäußern. Wir wünschen nicht als feindliche Besatzung, sondern als Schutzmacht aufzutreten, so lange Lettland dieses Schutzes bedarf und wir ihn gewähren können. Infolgedessen wollen wir den lettländischen Wünschen nach möglichst baldiger Selbstverwaltung nicht widerstreben, sondern die Uebernahme der Verwaltung durch Landesorgane fördern. Die noch nicht beglichenen Requisitionen sollen tunlichst schnell beglichen werden. Das reichseigene Gut wird so schnell wie möglich abtransportiert, doch sollen von Deutschland errichtete oder instandgesetzte Betriebe betriebsfähig bleiben. Wir behalten uns ihre Verwertung vor, sind jedoch bereit, sie der lettländischen Regierung für annehmbaren Preis zu überlassen. Ueber die vom Reich gebauten Bahnen soll besonderer Vertrag abgeschlossen werden; anzustreben ist, daß Deutschland sie auch nach Aufhebung der Besetzung auf eigene Rechnung betreibt, wobei die lettländischen An-

sprüche auf Beteiligung am Gewinn und an der Festsetzung der Tarife weitgehend berücksichtigt werden sollen. Geldansprüche sind im Rahmen der verfügbaren Landesmittel entgegenkommend zu behandeln, darüber hinausgehende Ansprüche sind auf dem Wege der ordentlichen Anleihe erfüllbar.

Den deutschen Teilnehmern an den Verhandlungen gab ich diese Grundsätze bekannt. Die Verhandlungen zogen sich, obwohl wir fast jeden Tag vier Stunden arbeiteten, über eine Woche hin. Es gab Unterbrechungen, zuweilen auch einen kleinen Sturm, indem irgendeiner der lettischen Minister mit der Kunde von einer neuen deutschen Schandtat heranstürzte und tischhämmernd protestierte und forderte. Meine in mancher aufgeregten Lohnverhandlung erworbene Ruhe kam mir da gut zustatten. Ich erklärte nach solchen Ausbrüchen, daß die Frage jetzt nur den Gang der Hauptverhandlungen störe und es richtig sei, sie am Schluß noch einmal auszusprechen. Inzwischen war dann der Zorn oder der Alkohol der Letten etwas verraucht und man konnte den Fall in Ruhe abhandeln. Es kam natürlich auch einmal vor, daß eine solche Anklage berechtigt war, — dann wurde Abhilfe geschaffen. Endlich konnten wir am 1. Dezember Vertrag und Schlußprotokoll ausfertigen. Obwohl ich mich an die dem Auswärtigen Amt vorher mitgeteilten Richtpunkte gehalten hatte, hielt ich doch die Genehmigung Berlins für erforderlich und setzte die Unterzeichnung aus. Als nach manchem Wartetage die Genehmigung allendlich eintraf, war vieles, vieles anders geworden.

Schon an den letzten Verhandlungstagen warf die vom Osten heranziehende Gefahr dunkle Schatten auf unsern Tisch.

Deutsche und Letten im Baltenslande.

Der Gegensatz zwischen den Deutschen und Letten im Süden, zwischen Deutschen und Esthen im Norden des baltischen Landes gab schon der Ostpolitik des Kaiserreichs harte Nüsse zu knacken. Aber sie schlug derb zu und zerschlug dabei nicht nur die Schale, sondern auch den Kern.

Ich hätte meine Aufgabe sehr vereinfachen können, wenn ich mich um diesen Gegensatz gar nicht gekümmert, sondern auf den Standpunkt gestellt hätte: was geht's mich an, welche Sprache diese Leute hier sprechen, welchen Stammes sie sind? Nur heimwärts, — und mögen sie sehen, wie sie untereinander fertig werden. Da ich das aber nicht tat, so mußte ich mich mit diesem Gegensatz befassen und ihn auf gute Art zu lösen suchen.

Noch vor fünfzig Jahren wußte man von nationalen Gegensätzen im Baltenslande nichts. Der Deutsche war der Grundherr auf dem Lande, er war der Arzt, der Advokat, der Geistliche, der Lehrer, der Fabrikant, der Kaufmann, der Gewerksmeister und der gelernte Arbeiter. Der Lette und der Esthe waren der Bauer, der Landarbeiter, der ungelernete Proletarier in den Städten. In der hinter uns liegenden Zeit war der Besitz die Grundlage (nicht die Quelle) der Kultur, wo der Besitz aufhörte, fand auch die Kultur ein Ende. Das ist heute anders, aber ich spreche hier von der Vergangenheit. Da der Besitz im Baltenslande in deutschen Händen war, so war auch die baltensländische Kultur deutsch. Deutsch, d. h. protestantisch, ist das religiöse Bekenntnis. Deutsch sind die Städte in ihrer Bauart, deutsch die Gutshöfe in ihrer Anlage. Deutsch war das höhere Schulwesen, deutsch die Geschäfts- und Umgangssprache, deutsch auch größtenteils die Literatur. Die Schöpfer der lettischen Schriftsprache und Grammatik waren deutsche Pastoren, und diesem Ursprunge entsprechend wird alles Lettische in gothischer Schrift gedruckt.

Es ist ein populärer Irrtum, in den baltensländischen Deutschen ausschließlich „Barone“ zu erblicken. Die „Barone“, d. h. die Großgrundbesitzer, bilden mit ihrem gesamten Familienanhang etwa 10 bis 12 vom Hundert aller Deutschen im Baltenslande. Die Masse des baltensländischen Deutschtums stellt das Bürgertum dar. Daneben gab es in den Städten, vornehmlich in Riga, eine nicht geringe Zahl deutschstämmiger Arbeiter. Als ich im Dezember 1918 die amtliche Fürsorge für die mittellosen Reichsdeutschen übernahm, standen über 4000 Unterstützungsempfänger allein in den Wisten von Riga. Es waren größten-

teils gelernte Arbeiter, kaufmännisches und technisches Personal, — sie alle waren wegen der Fortschaffung der Betriebseinrichtungen in das Innere Rußlands erwerbslos geworden. Unter den Bürgern, die meistens alle wohlhabend waren, gab es etliche, die auf sechs und mehr Vorfahren im Baltenslande zurückblicken konnten, aber die meisten bürgerlichen Familien waren erst in der zweiten oder dritten Geschlechterfolge dort ansässig. Ihre Vorfahren waren als deutsche Handwerksgefelln eingewandert, hatten sich ansässig gemacht und waren wohlhabend, manche sogar recht reich geworden. Mich wunderte das nicht.

In den letzten Friedensjahren beschäftigte ich mich mit der Sammlung von Materialien zu einer Geschichte der baugewerblichen Gesellenverbände. Bei dieser Arbeit kam ich zu vielen alten Urkunden und entdeckte dabei den starken Zug nach dem Osten in der wandernden Gesellenschaft. Ums Jahr 1760 hatte die braunschweigische Hutmachergesellenbrüderschaft einen Gesellen verrufen. Er mußte abwandern und anderwärts Arbeit suchen. Aber überall folgte ihm der Berruf und vertrieb ihn wieder. Da ging er nach Warschau. Aber nach einigen Monaten erfuhren es die Braunschweiger und betrieben die Beachtung ihres Berrufs. Die polnische Regierung, an die sich der Berrufene um Schutz wandte, verlangte durch Vermittlung des preußischen Gesandten, daß die braunschweigische Regierung dem „Unwesen“ ihrer Gesellen steuere und beklagte sich bei dieser Gelegenheit bitter über die „übeln Sitten“, die deutsche Gesellen nach Polen brachten, wodurch dieser Vorgang in die Staatsakten kam, wo ich ihn fand. Im Jahre 1793 hat das Memeler Maurergewerk den König um die Erlaubnis, den Gesellen statt elf Groschen zwölf zahlen zu dürfen, weil „das Lohn“ in Riga und Dorpat höher sei und die reisenden Maurergesellen nach diesen Städten zögen, so daß die Memeler Meister gar keine Gesellen bekommen könnten. In einem alten Maurergesellenliede heißt ein Vers:

Bon da (von Lübeck) woll'n wir noch eines wagen
Und wollen fahren nach Kopenhagen,
Wohl nach der dänischen Residenz,
Schifflein, Schifflein, nun tu dich schwenken,
Und tu dich hin nach Riga lenken,
Der russischen Seehandelsstadt,
Wo ich die vielen lieben Brüder hab'!

So geben uns alte untrügliche Zeugnisse Kunde davon, daß das baltensländische Deutschtum seine Wurzeln auch in tiefere Schichten unseres Volkes gesenkt hat und keineswegs bloß aus der Oberschicht der Grundherren besteht. In der Stadt Riga, die vor dem Kriege 500 000 Einwohner zählte, stimmten bei den Gemeindewahlen 1917, ehe die deutschen Truppen die Stadt besetzt hatten, 20 vom Hundert der Wähler deutsch. Es ist meine feste Ueberzeugung: wenn in Köln und Koblenz soviel Franzosen lebten wie in Riga und Reval Deutsche, so gäbe es in Frankreich nur eine Stimme: Köln und Koblenz müssen französisch werden! — und die ganze übrige Welt, Herr Branting an der Spitze, würde die Abtretung für ein Gebot der Gerechtigkeit erklären.

Aber hier handelt es sich um Deutsche und um Deutschland. Das ändert die Sache. Immerhin ist der Kasus des Nachdenkens wert.

Ebenso, wie wir es bei gewissen Infektionskrankheiten beobachten, entwickeln sich bei den Menschen, die längere Zeit der verblöddenden Wirkung einer

parteimäßigen Einwirkung ausgefetzt sind, gewisse Schutzstoffe, die sich der Einwirkung widersetzen. So hat auch die von russischer Seite betriebene Propaganda gegen die „baltischen Barone“, die darauf abzielte, das ganze baltländische Deutschtum in Verruf zu bringen, nicht jene allgemeine Wirkung gehabt, die sie haben sollte. In der Hauptsache hat sie nur die im politischen Denken jüngern und darum naiven Schichten in Deutschland beeinflussen können. Den meisten Glauben hat sie in der sozialdemokratischen Arbeiterschaft, und hier wieder in den weniger durchgebildeten Schichten gefunden. Der Umstand, daß es Russen waren, die in dieser Propaganda arbeiteten, mußte ihr bei der Sympathie der deutschen Sozialdemokraten für die schriftstellernde russische Intelligenz sehr zu statten kommen. Ich fühle nicht gerade Veruf, den baltischen Großgrundbesitz, der ja nun keiner mehr ist, über den grünen Klee zu loben. Aber ihn gegen das stupide Vorurteil, das die Folge hekerischer Propaganda ist, in Schutz zu nehmen und der geschichtlichen Wahrheit auch in diesem Falle zu dienen, scheint mir eines deutschen Schriftstellers gerade jetzt, wo der Baltien Not zum Himmel schreit, nicht eben unwürdig.

Die deutschbaltischen Großgrundbesitzer sind sicherlich nicht schlechter gewesen als andere Großgrundbesitzer auch. Der Großgrundbesitz hat überall in der Welt auf der Wirtschaftsstufe, die er in unserer Zeit in Osteuropa innehat, ein politisches System herausgebildet, bei dem die öffentliche Gewalt monopolistisch von den Grundherren ausgeübt wurde. Eine verschiedenartig abgestufte Rücksichtslosigkeit gegen die Unterschicht war immer dabei. Wo diese Rücksichtslosigkeit durch einen wohlwollenden Patriarchalismus gemildert wurde, werden wir immer örtlich, zeitlich oder individuell gegebene Ursachen finden. Als die Stellung der baltischen Grundbesitzer noch von keiner Seite bedroht war, mag ihr Regiment sehr streng gewesen sein. Aber vom Ende des XVIII. Jahrhunderts an häufen sich die urkundlichen Beweise eines für jene Zeit keineswegs gewöhnlichen menschenfreundlichen Verhaltens zu den Hinterlassenen. Wilhelm Rügellens Jugenderinnerungen schildern ein durchaus patriarchalisches Leben. Im ersten Viertel des XIX. Jahrhunderts beginnen die aus dem baltischen Grundbesitz selbst hervorgehenden Bestrebungen nach einer Reform des bäuerlichen Besitzes, und führen hier 1817 zur Aufhebung der Leibeigenschaft, als man im übrigen Rußland kaum daran dachte.

Seit 1885 hatte der baltische Grundbesitz infolge der damals beginnenden deutschfeindlichen Politik Rußlands eine immer schwieriger werdende Stellung zu verteidigen. Der besonders gewalttätige Charakter der russischen Revolution im lettischen Gebiet war die Folge der von Zarenagenten betriebenen Baltienhege. Die Hilfe der Baltien bei der blutigen Niederwerfung der Revolution von 1905, die in Lettland einen starken anti-deutschen Zug gehabt haben soll, hat den Haß der Letten begründet — einen Haß, von dessen Stärke und Wildheit man sich nur dann eine Vorstellung machen kann, wenn man seine Äußerungen gesehen hat.

Die Deutschbaltien waren geschichtlich im Unrecht, wenn sie glaubten, ihre frühere Stellung noch länger behaupten zu können. Aus dem Tageslohnervolk der Letten hatte sich eine gewerblich und kaufmännisch sehr betriebene Oberschicht entwickelt. Aus ihr war bereits eine bürgerliche Intelligenz hervorgegangen. Damit war, geschichtlich gesehen, der Augenblick gekommen, wo sich ein lettisches Nationalbewußtsein bilden mußte. Von diesem Augenblick an war

die erzwungene Vorherrschaft einer Oberschicht, die kaum zehn Prozent der Gesamtbevölkerung umfaßte, unhaltbar geworden. Jetzt mußte das baltländische Deutschtum den Augenblick erfassen und — umlernen. Jetzt war die Politik der Verständigung eine geschichtlich gegebene Notwendigkeit.

Auch die Frage der Landbesitzverteilung forderte nun eine Antwort. Man wirtschaftete in Kur- und Livland extensiv — ich bemerkte das schon im 1. Kapitel. In Esthland ist es kaum anders, doch kenne ich die Wirtschaft dort nicht aus eigener Anschauung. Ich stand einmal mit Silvio Bröderich vor einem Haferfelde und wollte gerade sagen, hier lohne doch kein Mähen, hier solle er nur die Pferde hinbringen und das Feld abweiden, als er sagte: Ganz prächtiger Hafer! Aber der Boden hätte selbstverständlich viel mehr hergegeben, wenn man mehr hineingesteckt hätte. Aber keine Drainage, wenig Vieh, dürstige, veraltete Maschinen, kein künstlicher Dünger — woher sollten da anständige Erträge kommen. Früher hatte man wohl damit auskommen können. Die Besichtigungen waren allermeist für unsere Vorstellungen sehr groß, für eine intensive Wirtschaft, wie sie der Fortschritt der Landwirtschaft forderte, wie sie das Land brauchte, viel zu groß. Die Landabgabe war einfach vom Standpunkte der Großgrundbesitzer selbst wirtschaftlich notwendig. Aber sie ließ sich auch politisch nicht umgehen. Im ganzen übrigen Europa ist die Bezeichnung Landloser unbekannt. Nur in Rußland ist oder war sie gebräuchlich. Der Landlose ist der Mann ohne Scholle. Der landlose Bette wollte Land, und der lettische Bauer wollte mehr Land haben. Ich kann über diesen Landhunger nichts weiter sagen, als daß er eben da war. Die nationallettische Agitation hatte sich seiner bemächtigt — seine Befriedigung war die Voraussetzung einer deutsch-lettischen Gemeinschaftsarbeit im neuen Staat.

Da meine Politik die Anbahnung einer solchen Gemeinschaftsarbeit einschloß (weil sie in. E. der einzige Weg zu dem von mir angestrebten Ziele war), so mußte ich mich in der Zeit, die ich der Erledigung von Querelen abknappen konnte, mit allen diesen Fragen beschäftigen und sie zu lösen versuchen.

In der Landfrage vertraten die Sozialisten den radikalsten Standpunkt — sie forderten Enteignung schlechthin. Ich lud einige ihrer Führer zu mir und sprach den ganzen Fragentypus mit ihnen durch. Ich wollte sie für eine gesetzliche Regelung gewinnen, die unter Festsetzung einer Mindestgröße eine progressiv steigende Landabgabe gegen Entschädigung vorsähe, die Entschädigung sollte nur für Schuldentilgung und Verbesserung des Bodens und der Betriebsmittel verwendet werden dürfen. Einer von ihnen berief sich auf Marx, der die Expropriation der Expropriateure gefordert habe und wovon man nicht abgehen könne. Ich setzte auseinander, daß es sich jetzt nicht um Literatur, sondern um Politik handele und erreichte auch, daß die meisten der Teilnehmer meinem Plane im Grunde zustimmten. Sobald die gesetzgeberische Arbeit beginne, wolle man auf die Sache zurückkommen. Da dies so günstig verlaufen war, wollte ich auch die Beteiligung der deutschstämmigen Landeseinwohner am Volksrat und an der Regierung mit ihnen vorbereiten. Das führte indessen zu keinem besonderen Ergebnis, da man überhaupt die Geneigtheit der Balten zur Mitarbeit in Zweifel zog.

Ich bereitete darum eine Zusammenkunft des Baltischen Nationalausschusses vor, um vor ihm meine Ansicht von der Notwendigkeit seiner Mitarbeit klarzulegen. Das geschah in einer Sitzung, die sehr interessant war und nicht

ungünstig verlief. Als ich gesprochen hatte, trat ein alter Rigischer Bürger auf und sagte: Sie sind ein junger Mann mit modernen Grundsätzen und Gedanken, und darum mag Ihnen das, was Sie da von uns verlangen, richtig und möglich erscheinen. Ich tadele Sie nicht darum, denn Sie wollen das Wohl der Deutschbalten. Aber wir sind alte Leute — wir sind in unsern Gedanken grau geworden und diese Gedanken sind unser Leben. Können Sie von uns verlangen, daß wir unsere Prinzipien, die wir von unsern Vätern und Vord Vätern geerbt haben, jetzt aufgeben, um diesen — Letten den Willen zu tun? — Der alte Herr entfesselte einen Sturm des Beifalls, der freilich mehr Achtung und Sympathie als Zustimmung ausdrückte. Ich antwortete ihm, daß das schönste Prinzip in der politischen Werkstatt niemals mehr als ein Werkzeug, daß es niemals der Meister sein dürfe. Ich gewann den Ausschuß für gemeinsame Verhandlungen mit den lettischen Führern, die ich sogleich ins Werk setzte. Zum ersten Male in der Geschichte des Baltenslandes setzten sich am 27. November deutschbaltische und lettische Politiker zusammen an einen Tisch, um über gemeinsame Dinge zu verhandeln.

Der Zweck der Verhandlungen war der, den Anteil der deutschstämmigen Baltens am Volksrat und an der Regierungsgewalt festzulegen. Die Lettenführer waren der Teilnahme der Deutschen im Grunde keineswegs günstig gesinnt, sie hätten vielmehr in ihrem Haß am liebsten alles Deutsche vertilgt, aber sie waren doch klug genug, um zu erkennen, daß sie schon des äußeren Scheines wegen die deutsche Mitarbeit nicht zurückweisen durften. Die Grundlage, auf der die Regierung Ullmann beruhte, war für die Dauer zu schmal. Die Zusammensetzung des Volksrats war ganz und gar das Werk des Bonzen-tums der Parteien. Das Volk war nicht befragt worden. Man hatte über seine Köpfe hinweg die Macht verteilt. Nicht in der Regierung vertreten war zunächst die ganze Arbeiterschaft: die Menschewiden waren zwar im Volksrat, standen aber dort abseits und zur Opposition gerüstet, die Bolschewiden waren überhaupt nicht beteiligt, sondern im allgemeinen Einverständnis ausgeschlossen worden. Nicht beteiligt waren ferner die rechtsstehenden Letten und der gesamte deutschstämmige Teil der Landesbevölkerung, desgleichen aber auch die Russen, Juden, Polen und Litauer. Die gesamte nichtlettische Bevölkerung bezifferte man auf 16 bis 18 vom Hundert, die Menschewiden glaubten 20 vom Hundert hinter sich zu haben, die Bolschewiden waren nach allgemeiner Annahme etwas stärker, so daß für die hinter der Ullmann-Regierung stehenden Parteien 35 bis 40 vom Hundert der Gesamtbevölkerung übrig blieben. So machte man gute Miene zum bösen Spiel und erklärte sich bereit, den Deutschen einen Anteil an der gesetzgebenden und regierenden Gewalt einzuräumen. Die Deutschen waren nicht gerade darauf erpicht, in das Geschäft einzutreten. Ich leitete die Verhandlungen und hatte sie mit einem Rückblick auf das bisherige Verhältnis beider Nationalitäten eingeleitet. Nach mir sprach Walter und zwar so herausfordernd, wie es unter diesen Umständen nur möglich war. Er verlangte nicht nur die Anerkennung der Republik und des Volksrats (was eine Selbstverständlichkeit war), sondern auch der bei der Ausrufung verlesenen Prinzipienklärung, der inzwischen beschlossenen Teile des Landesgrundgesetzes und anderer Kundgebungen. Erst wenn die Deutschen diese vollendeten Tatsachen glatt anerkannt hätten, könne man über ihre Teilnahme am Volksrat usw. reden. Die Deutschen blieben naturgemäß die Antwort auf diese Zumutung nicht schuldig, ihr

Wortführer Reußner, ein Rigischer Advokat, trat mit Walter an und es entwickelte sich eine Auseinandersetzung, bei der die Lettenführer wenig Seide spannen, die Sache selbst allerdings auch nicht gefördert wurde. Reußner sagte ungefähr dies: Wir drängen uns euch Letten nicht auf. Was ihr da am 19. November zusammengestellt habt, ist euer Spielzeug, nicht unseres. Unser Interesse beschränkt sich darauf, daß wir unter den von euch geschaffenen Umständen unsere Kulturgüter behalten und in gesicherter Rechtsordnung arbeiten können. Weiter geht unser Interesse nicht, und dies Interesse bleibt sich immer gleich. Ob Rußland hier herrscht, ob England sich hier festsetzt, ob diese Republik bleibt — immer ist dies unser einziges Interesse. Kommen die Bolschewiken ins Land, so ist das für die Letten schlimmer als für uns: dann ist es mit dieser Republik vorbei — allerdings auch mit uns, aber wir gehen auch unter der Herrschaft der Letten zugrunde. Darum ist uns diese Lettenrepublik insoweit gleichgültig, daß wir uns nicht zu ihr drängen: nicht wir brauchen die Lettenrepublik, sondern die Lettenrepublik braucht uns.

In dieser Art focht man einige Stunden. Es ist immer verkehrt, solche Auseinandersetzungen verhindern zu wollen. Die Parteien müssen sich ihres Grobsten entledigen. Werden sie daran gehindert, so bleibt das Gift doch in ihnen und es kommt doch, dann aber vielleicht zur Unzeit, hervor. So ließ ich die Gegner ihren Zorn entladen, und als sie selber sowie auch die Zuhörer müde waren, machte ich den Vorschlag, die Frage der Anerkennung oder Nichtanerkennung der Verfassungsgrundsätze zunächst einmal zurückzustellen und die mathematische Seite der Sache zu behandeln. Das geschah und zog sich durch zwei Sitzungen hin.

Die Letten erboten sich, den Deutschen sechs Sitze in dem auf hundert Mitglieder berechneten Volksrat einzuräumen. Sie stützten sich dabei auf die Bevölkerungsstatistik. Wenn man nämlich die in Brest-Litowsk den Russen überlassene Landschaft Lettgallen, in der es keine Deutschen gibt, zu Lettland rechnet, soll der Anteil der Deutschen in diesem so vergrößerten Lettland sechs vom Hundert betragen. Dies Angebot konnte naturgemäß den Deutschen nicht genügen und auch ich hielt es für unannehmbar. Ich beabsichtigte, den Deutschen 15 Sitze im Volksrat und zwei im Kabinett zu erhandeln. Das war etwas mehr als ihr zahlenmäßiger Anteil an der Bevölkerung, wäre aber durch die hervorragende Bedeutung des deutschen Bevölkerungsteils für Landwirtschaft, Gewerbe, Handel und Geistesleben gerechtfertigt gewesen. Viel Neigung für einen solchen Vergleich war bei den Deutschen nicht vorhanden, sie hätten sich am liebsten gar nicht um die Republik gekümmert und die Entwicklung abgewartet. Sie trauten den Letten nicht und sagten, die würden alle Vereinbarungen brechen, sobald sie die Macht dazu hätten. Ich ließ diese Meinung der Balten auf sich beruhen und verfolgte meinen Weg. Als ich den Augenblick für gekommen erachtete, unterbreitete ich den Parteien meinen Vorschlag.

Die Letten setzten sich sogleich in Positur und Walter spreizte sich und hielt eine geschwollene Rede, von der das demokratische Del in glatten Fäden herunterlief. Welche Zumutung — den Deutschen ein Privileg! Die Republik sei bis ins Mark demokratisch, und Gleichheit der politischen Rechte ohne Ansehung der Person, des Standes und der Nationalität sei ihre unantastbare Grundlage — nur der zahlenmäßige Bevölkerungsanteil könne das Maß der Vertretung bestimmen.

Ich antwortete darauf, indem ich feststellte, daß der Grundsatz der reinen Mathematik bereits beim ersten Akt der lettischen Unabhängigkeit unbeachtet geblieben sei, denn man habe den 25 oder 30 vom Hunder: der Bevölkerung zählenden bolschewistisch gesinnten Teil von vornherein von jeder Beteiligung und Vertretung ausgeschlossen — man habe die Einwohner damit schon nach politischen Qualitäten unterschieden. Mein Vorschlag halte sich also ganz in den Bahnen des bisherigen Verfahrens, wenn er eine Würdigung der besonderen politischen und wirtschaftlichen Qualitäten des deutschen Bevölkerungsteiles fordere. Ich erweiterte meinen Vorschlag dahin, daß man die Landeshauptstadt Riga als besonderen Wahlkreis behandeln und mit einer größeren Vertreterzahl ausstatten solle, die Stärke der Deutschen in Riga würde dann zu der von mir vorgeschlagenen Vertreterzahl führen.

Da mußte ich etwas sehr Peinliches hören. Kaum hatte ich geendet, als ein deutschbaltischer Baron Rosenberg das Wort nahm. Der erklärte im Namen der Deutschfortschrittlichen Partei, daß sie auf jede Begünstigung oder qualitative Würdigung der Deutschen verzichte, die Demokratie müsse rein erhalten werden, und darum sei seine Partei zum Eintritt in den Volksrat zu den von den Letten aufgestellten Bedingungen bereit. Man war von dieser Erklärung naturgemäß überrascht, und unter den Letten lief sogleich das Wort um, daß ein baltischer Baron den deutschen Sozialdemokraten an seine demokratischen Pflichten habe erinnern müssen. Wenige Tage darauf war der Vorfall in gehöriger Verdrehung bereits in Berlin bekannt, und als ich am 10. Dezember mit den Volksbeauftragten in Berlin konferierte, fragte mich Landsberg, ob das wahr sei, daß ich für Deutsche und Esten gleich starke Vertretung im esthnischen Parlament gefordert hätte. Da ich mit den Esten nicht über Verfassungsangelegenheiten verhandelt und den Unsinn einer gleich starken Vertretung nirgend gefordert hatte, so sagte ich einfach nein; erst später wurde es mir klar, daß sich dies auf Lettland und auf den eben geschilderten Vorgang bezog. Landsberg erzählte mir, es seien Beschwerden über meine baltensfreundliche Haltung in größerer Zahl eingelaufen, ich solle auf der Hut sein und mir keine Blößen geben. Von dieser Zeit an hörten die Verleumdungen und Verdächtigungen nicht auf, sie gingen von lettischer und esthnischer Seite aus und wurden von dem sozialdemokratischen Abgeordneten Davidsohn mit gewohntem Eifer in die Regierung und später in die sozialdemokratische Nationalversammlungsfraktion getragen.

Die Inversion der Deutschfortschrittlichen machte den Verhandlungen ein Ende. Die Letten hatten nun den deutschen Konzeptionschulzen gefunden. Dieser Baron Rosenberg war ein undurchsichtiger Glücksritter, der kurze Zeit zuvor aus Petersburg gekommen war. Er selbst hatte im Baltenslande nichts zu suchen, er war dort weder ansässig noch bekannt, sondern gehörte zu jenen beuteglerig streifenden politischen Reisläufern, die damals eine bekannte Erscheinung im Osten waren. In Riga hatte er sich an die sehr ordentlichen Leute von der deutschfortschrittlichen Partei herangemacht, die natürlich glatt auf den Baron hereinfielen. Baron Rosenberg wurde mit einem Portefeuille belohnt. Als später die Bolschewiken nahe waren, rettete sich dies Subjekt als erster auf das englische Kriegsschiff und rückte aus. Jetzt soll er wieder an irgendeinem Zigen der Latwija saugen.

Der Einbruch der Roten Armee.

Auf dem Kongreß der Soldatenräte war man in den Nachmittagsstunden, als bei der Beratung der Richtlinien Rede auf Rede folgte, ohne daß dabei wesentliches gesagt wurde, etwas müde geworden. Die Aufmerksamkeit war erschöpft, man stand in Gruppen zusammen und unterhielt sich und wünschte den Schluß der Verhandlungen herbei.

Da tönte eine schrille Stimme durch den Saal und ließ alle aufmerken. Ein kleiner bärtiger Landsturmmann stand auf der obersten Stufe der zur Bühne führenden Treppe und schrie und gestikulierte gar aufgereggt.

Er war Vertreter der Fronttruppen im Abschnitt Dünaburg.

„Ich sage Euch: die Katastrophe steht vor der Tür! Hier muß gehandelt werden! Wir müssen Verstärkungen haben! Da sitzt Ihr und redet, und redet den ganzen Tag! Aber bei uns kommt das Unglück! Wenn Ihr mich auslacht, so versteht Ihr eben nicht, wie groß die Gefahr ist! Die Bolschewicken greifen an und unsere Kerls wollen mit ihnen nicht kämpfen! Es geht bei uns jetzt schon drunter und drüber und wird jeden Tag schlimmer. Ich spreche das hier aus und warne. Mehr kann ich nicht tun! Aber Ihr müßt uns helfen, sonst ist alles verloren! Es ist keine Zeit mehr zu verlieren!“

Der Kongreß konnte nichts in der Angelegenheit tun. Der Vorsitzende Robert Albert versprach, daß man mit dem Armeekorps-Oberkommando darüber beraten werde. Ich nahm die Sache sofort auf und fragte im Oberkommando nach dem Stande der Dinge an der Front. Dort wußte man, daß die Rote Armee sich wieder rege und an einzelnen Stellen unsere Front bedränge. Es gab an der Front zwei taktisch wichtige Punkte, der eine war Dünaburg, der andere der Unterlauf des Narwasflusses. Nach Lage der Sache war es jedoch ausgeschlossen, Verstärkungen an diese Stellen zu schicken. Kein Truppenteil hätte einen Marschbefehl befolgt. Man wollte nach Hause und nicht an die Front. Das Oberkommando erklärte sich außerstande, etwas zu tun, und versprach, den Abtransport nach Möglichkeit zu beschleunigen. Aber das geschah ohnehin schon. So mußte man dem Unglück seinen Lauf lassen und sich mit der Annahme beruhigen, daß die Rote Armee keinen Kampf mit unsern Truppen suchen und mit ihrem Vormarsch warten würde, bis wir geräumt hatten. Aber das war eben nur eine Annahme, die sich bald als falsch erweisen sollte.

Der Zentralsoldatenrat sandte ein paar Mitglieder nach Dünaburg. Bei ihrer Rückkehr berichteten diese, daß unsere Soldaten mit den Bolschewicken sehr freundschaftlich verkehrten und nichts von einer Abwehr wissen wollten. Die Bolschewicken beteuerten die Harmlosigkeit ihrer Absichten: sie wollten nur das durch die Aufhebung des Vertrages von Brest-Litowsk wieder an Rußland zurückgefallene Gebiet von Livland usw. besetzen, aber ohne Krieg und erst nach dem Abzuge der Deutschen. Sie berichteten jedoch, daß die Taten der Bolschewicken schlecht zu diesen Worten paßten. Nicht selten käme es vor, daß die Bolschewicken plötzlich vor einer deutschen Stellung erschienen und sofortigen Abmarsch verlangten, — die deutschen Soldaten seien des Kampfes so müde, daß sie lieber alles Heeresgut an Vorräten, Einrichtungen usw., ja selbst die kranken Kameraden im Stich ließen, als den Bolschewicken Widerstand mit der Waffe zu leisten. Infolge dieser Ereignisse drängten die Soldaten mit größter Ungeduld nach Hause und verließen oft truppweise ihre Stellungen, nachdem sie zuvor das Heeresgut zu eigenem Nutzen verkauft hätten.

Der Soldatenrat wollte mich dazu bestimmen, mit den Bolschewicken zu verhandeln. Ich lehnte jedoch eine Reise nach der Roten Armee mit dem Hinweis auf die Wichtigkeit meiner Geschäfte in Riga ab und schlug vor, der Soldatenrat solle seine Verbindung mit der Roten Armee dazu benutzen, einen mit gehörigen Vollmachten ausgestatteten Führer der Russen nach Riga zu holen, wo ich dann mit ihm verhandeln wolle. Der Soldatenrat ging darauf ein und versuchte dies, doch es kam nicht dazu.

In der Nacht vom 26. zum 27. November griff die Rote Armee die deutschen Stellungen bei Narva an und schlug unsere Truppen nach kurzem Gefecht in die Flucht. Mir wurden diese Vorgänge nur unvollständig bekannt. Als ich davon erfuhr, begab ich mich ins Oberkommando, um da ein sachmännisches Urteil über die Bedeutung dieses Vorganges zu hören. Ich hielt die Oeffnung dieser Stelle für sehr gefährlich, weil dadurch der ohnehin schon mit großen Schwierigkeiten verbundene Abtransport der in Esthland stehenden Soldaten in noch größere Verwirrung gebracht werden mußte. Der Chef des Armeestabes gab das zu, wußte aber keinen helfenden Ausweg. Wir erörterten auf der Karte die Möglichkeiten, einen neuen Kordon zu ziehen, um wenigstens das mittlere Esthland noch einige Zeit zu halten und den Abtransport des Korps Estorff bei Dorpat zu sichern. Wohl gab es solche Möglichkeiten, aber woher sollte man die Soldaten nehmen, die dazu willig gewesen wären? Aus Dorpat kamen von dem Soldatenrat beängstigende Mitteilungen. Die Stellungen am Peipussee fielen zusammen, die Soldaten liefen einfach fort oder fraternisierten mit den Bolschewicken und verschleuderten die Vorräte. Man verlangte, daß ich käme und zu den Soldaten spräche.

Das Armee-Oberkommando verschloß sich mir. So oft ich versuchte, eine freimütige und vertrauensvolle Aussprache herbeizuführen, so oft stieß ich auf ablehnende Zurückhaltung. Der Chef der Zivilverwaltung, Herr von Gofler, war die einzige Persönlichkeit, mit der ich über die militärische Lage sprechen konnte, und die wie ich von der Notwendigkeit überzeugt war, wenigstens einen Versuch zum Abstopfen des russischen Vormarsches zu unternehmen. Wir erörterten den Gedanken, eine Nachhutarmee etwa von der Stärke einer Division zu bilden, wofür nach dem Stande der Dinge nur Freiwillige in Betracht kamen. Wir fuhren beide zum Oberbefehlshaber und stellten ihm dies vor. Aber der

schüttelte den Kopf: die Armee ist hin — das ist nicht mehr möglich — dazu gehört eine größere Organisation, gehören so und so viele Offiziere, so und so viel Intendanturen, und was sonst noch alles — es geht nicht. — Wir machten Gegenvorstellungen, aber die alte Erzellenz war zu keinem andern Standpunkt zu bringen. So fuhren wir mit leeren Händen wieder fort. Ich rief jedoch am gleichen Abend noch einige Mitglieder des Zentralsoldatenrates zu mir, der Zufall wollte es, daß auch Robert Albert aus Mitau in Riga war, und diesem Kreise trug ich die Lage vor. Der Soldatenrat benachrichtigte noch in vorgerückter Stunde den Oberbefehlshaber, daß man ihn am nächsten Morgen zu sprechen wünsche und er Zeit und Ort angeben möge, wo das geschehen könne.

Wir trafen uns am nächsten Morgen im Rigaer Schloß. Es war eine dramatische Verhandlung. Ich sagte dem Oberbefehlshaber, daß mir die am Abend vorher besprochene Angelegenheit zu wichtig sei, um mich mit seiner Ablehnung begnügen zu können. Da aber seine Ablehnung hauptsächlich in dem Bedenken begründet sei, daß sich keine Soldaten für die notwendige Nachhutarmee fänden, so hätte ich den Soldatenrat gebeten, an dieser Besprechung teilzunehmen und sich gerade über diesen Punkt zu äußern. Der Wortführer des Soldatenrates, in seinem bürgerlichen Beruf Redakteur eines westfälischen Zentrumsblattes, sprach sich dafür aus, sogleich einen Aufruf zur freiwilligen Meldung an die Soldaten zu richten, — das werde Erfolg haben, die Soldatenräte würden überall Propaganda für die Meldungen betreiben, das Armeeoberkommando solle nur sofort die Organisation betreiben. Wieder äußerte der Oberbefehlshaber alle seine Bedenken, die er am Abend zuvor ausgesprochen hatte. Zuletzt lehnte er wiederum ab. Darauf schlug ich ihm vor, er solle die Werbung und Organisation den Soldatenräten und mir überlassen, den Offizieren, die mittun wollten, keine Schwierigkeiten machen und der neuen Truppe Ausrüstung, Verpflegung und Sold aus den Beständen der Armee zur Verfügung stellen.

Auch davon wollte der Oberbefehlshaber nichts wissen. Da ereignete sich etwas, das ich nie vergessen werde. Der Vorsitzende des Zentralsoldatenrates richtete sich auf und sprach zu seinem höchsten Vorgesetzten. Er war ein stattlicher, blonder Mann Mitte der Dreißiger, ein sympathischer und ehrenhafter Mann — und unbedingt Soldat, selbst in diesem Augenblick, wo er seinem General entgegentrat. Die zehn oder fünfzehn Minuten währende Rede, die er hielt, hätte es verdient, aufbewahrt zu werden. Ich will versuchen, sie nach meinen, in diesem Falle naturgemäß sehr knappen Notizen wiederzugeben.

Unteroffizier Siemers sagte etwa dies: Eure Erzellenz sagten mir, als wir den Soldatenrat gebildet hatten, daß wir Vertrauen zueinander haben wollten. Darauf gaben wir uns die Hände. Bis jetzt hat es noch kein Zerwürfnis zwischen uns gegeben. Glauben Eure Erzellenz nicht, daß wir aus Rechthaberei an unserem Standpunkt festhalten. Wir wissen, wie es an der Front um unsere Kameraden steht. Wir wissen von der Stimmung der Soldaten mehr als das Oberkommando. Eine unsinnige Angst hat die Soldaten gepackt, sie fürchten nicht mehr nach Hause zu kommen und von den Bolschewiken in die Gefangenschaft — nach Sibirien und wer weiß wohin geschleppt zu werden. Diese Angst treibt die Soldaten von ihren Stellungsorten. Sie bestürmen die Bahnen oder marschieren auf Riga und werfen alle schönen Transportpläne über den Haufen. Die Angst, nicht nach Hause zu kommen,

macht sie zu Marodeuren, zu Dieben und Bagabunden. Wenn das so weitergeht, so kommt keine Achte Armee nach Deutschland, sondern ein Schwarm wüster Flüchtlinge und Strolche. Wenn wir uns jetzt aber alle drei: der Soldatenrat, das Oberkommando und der Generalbevollmächtigte des Reichs, gemeinsam an die Truppe wenden: Wer will noch helfen? Wer will noch sein Leben für die Rettung der Armee in die Schanze schlagen? Wer will mit seinem Leibe dafür eintreten, daß alle Kameraden der Achten Armee in die Heimat zurückkehren? — dann, Erzellenz, bin ich sicher, daß wir in einer Woche zehntausend Freiwillige haben, die bereit sind, die Bolschewicken abzuwehren, bis der letzte Mann und der letzte Sack Mehl in Sicherheit ist. — Eure Erzellenz glauben nicht daran, weil Erzellenz den Soldaten, den einfachen Mann, den Landwehrmann, den Landstürmer gar nicht kennen. Was waren wir denn für Sie? Sie sahen in uns Gewehrträger, Sold- und Brotempfänger — aber Sie sahen niemals den Menschen in uns! Ich bitte um Verzeihung, Erzellenz, wenn ich jetzt heftig geworden bin. Ich habe nie geglaubt, daß ich jemals zu meinem General so sprechen würde. Aber wenn ich jetzt an alles denke, was ich vier Jahre lang ausgehalten habe, was meine Kameraden ausgehalten haben, dann reißt es mich fort. Ich denke nicht an die Strapazen in Frankreich und Polen, an die Märsche und Gefechte, an meine Verwundungen und an die Sehnsucht nach der Familie. Das alles taten wir ja für unser Vaterland. Ich denke daran, wie man unsere Menschenwürde zertreten hat. — Sowohl, Erzellenz, die hat man zertreten. Aber wenn wir es auch dulden mußten, so haben wir es doch nicht vergessen. Was jetzt an Haß aus den Soldaten spricht, das ist die Folge davon. Die Gleichgültigkeit und Pflichtvergessenheit der Soldaten an der Bolschewickenfront ist die Antwort auf die Mißachtung, die sie zu allem Schweren ertragen mußten. —

Der Oberbefehlshaber richtete sich auf: „Ich will den Antrag annehmen. Es wird eine Nachhuttruppe gebildet, ein größeres gemischtes Detachement. Der Chef des Stabes wird die Organisation ausarbeiten und mit Ihnen besprechen.“

Nun hatte ich noch ein Anliegen. Der Chef gefiel mir als Organisator der Nachhuttruppe gar nicht. Er war sicherlich ein tüchtiger Soldat. Aber der Umsturz, der Zusammenbruch der Armee hatte ihn so erschüttert, daß er die Energie verloren zu haben schien. Kurz vorher waren zwei Stabsoffiziere bei mir gewesen, die mir darüber ganz bestimmte tatsächliche Angaben gemacht hatten, Angaben, die jeden Zweifel daran unmöglich machten, daß der Mann sich in schwerster seelischer Krisis befand. Mit der in solchem Falle selbstverständlichen Schonung fragte ich ihn, ob er glaube, der richtige Mann für die Organisation der neuen Truppe zu sein. Er glaubte das. Ich deutete an, daß man an solche Aufgabe nicht herangehen solle, wenn man von vornherein kein Vertrauen zum Gelingen habe. Er habe Vertrauen, erklärte der Chef. Ich drückte mich bestimmter aus und erwähnte auch die Angaben der beiden Offiziere. — Ja, das sei richtig — er habe vorübergehend solche Anwandlungen gehabt, was doch wohl auch begreiflich sei, — aber er werde die Organisation übernehmen, das könne kein anderer tun.

Dann wurden noch einige beiläufige Dinge erörtert, der Oberbefehlshaber reichte dem Vorsitzenden des Soldatenrates wieder die Hand und dann gingen wir mit neuem Vertrauen auseinander.

Dies war die Geburtsstunde der Eisernen Division. Ihre Bildung wurde den Kommandobehörden abgezwungen, was freilich nicht hinderte, daß man sie im Reiche schon nach wenigen Tagen als den ersten Schachzug der Gegenrevolution in Verruf brachte.

Nun gingen die Soldatenräte mit rühmlichem Eifer an die Werbungen. Jeder Tag brachte mehrere hundert Meldungen. Ich trieb die Soldatenräte fort und fort an. Es war keine Zeit zu verlieren. Die Rote Armee befand sich von Dünaburg bis Narva im Vormarsch.

Die weiteren militärischen Ereignisse.

Die durch die vorrückende Rote Armee gegebene Gefahr war auch mehrfach Gegenstand der Erörterung mit den lettischen Ministern. Als der Durchbruch bei Narva bekannt geworden war, suchten mich Walter und Ullmann auf, und fragten konsterniert, ob wir nichts dagegen unternehmen könnten. Ich begab mich mit Walter zum Oberkommando, damit er sich dort überzeugen könne, daß es nicht an unserem guten Willen mangle. Ich stellte mich der lettischen Regierung gegenüber auf den Standpunkt, daß Deutschland moralisch verpflichtet sei, die baltischen Länder solange zu schützen, bis sie sich selbst einen Landeschutz geschaffen hätten und versprach ihr, daß dieser Schutz bis zu den äußersten Grenzen des Möglichen gewährt werden solle, doch verhehlte ich ihr nicht, daß die Verfassung der Armee ein großes Fragezeichen hinter diese Absicht setze.

Die deutschstämmigen Balten hatten schon vor der Aufnahme meiner amtlichen Tätigkeit junge Freiwillige zu losen Organisationen verbunden, die durch deutsche Soldaten ausgebildet wurden. Das war zu einer Zeit geschehen, wo man noch nicht mit einer so nahen Gefahr rechnete. Man hatte damit den Grund zu einer eigenen Wehrmacht der baltischen Länder legen wollen. Man hatte sich also Zeit gelassen, und es war insolgedessen nur wenig geschehen. Schon von dem ersten Tage meiner Tätigkeit an hatte ich mir die Förderung dieser kleinen Landeswehr angelegen sein lassen. Ich drängte auf die lettländische Regierung, daß sie diese von den deutschstämmigen Balten aufgestellten Kompagnien als eine Landeseinrichtung anerkenne und übernehme und auch die lettische Jugend dieser Wehrorganisation zuführe. Die Letten waren in diesem Punkt besonders mißtrauisch, und die Beratungen darüber kamen nicht recht vom Fleck. Die Deutschen dagegen verdoppelten ihre Anstrengungen, man rief immer wieder zur Meldung auf, das Oberkommando half mit Ausrüstung, so gut es konnte, und so war etwa Anfang Dezember das kleine Häuflein so weit, daß es als Kampftruppe eingesetzt werden konnte. Schließlich hatte die lettische Regierung dann doch die Notwendigkeit der Bildung eines eigenen Schutzes eingesehen, und es war zu einer Art Vereinbarung mit dem baltischen Nationalausschuß gekommen. Es wurden nun im Rahmen der Landeswehr deutsche, lettische und russische Abteilungen gebildet, die unter das Kommando eines deutschen Offiziers gestellt

wurden, der zu diesem Zweck aus dem deutschen Heeresverbande ausschied. Die deutschen Behörden hatten kein amtliches Verhältnis zu dieser Truppe. Wir waren infolgedessen nicht verpflichtet, die Truppe auszurüsten und hatten bei der offen deutschfeindlichen Haltung nicht nur der lettischen Regierung, sondern auch der lettischen Bevölkerung nicht viel Neigung, den nicht deutschstämmigen Abteilungen Waffen zu geben. Die lettische Bevölkerung wurde dauernd in den Zeitungen und Versammlungen gegen Deutschland aufgehetzt, täglich brachten die lettischen Blätter wüste, gemeine Schimpfartikel gegen Deutschland, sodaß es gewagt erscheinen mußte, diesen Leuten Waffen zu geben. Ich persönlich wäre der lettischen Regierung auch hierin gern entgegengekommen, konnte aber in dieser Angelegenheit nichts tun, da ich nicht über die Bestände der Armee verfügen konnte. Das Oberkommando aber verhielt sich zu den lettischen Wünschen ablehnend. In diesem Punkte war die Haltung des Oberkommandos, wie sich später herausstellte, richtiger als meine.

Inzwischen hatten sich die Zustände an der Front immer ungünstiger entwickelt. Unsere im nördlichen Esthland stehenden Truppenteile wurden in ihrem Abtransport nicht nur durch die Rote Armee, sondern auch durch die esthnische Miliz gestört. In einem früheren Kapitel erwähnte ich, daß einige Soldatenräte in Esthland die esthnische Miliz leichtfertiger Weise mit Waffen versehen hatten. Diese bewaffneten Esthen strichen jetzt als Banden durchs Land und wurden dem Abtransport unserer Soldaten immer gefährlicher. Mehrfach hatten sie kleinere Transporte überraschend gestellt und zur Waffenabgabe gezwungen. Beschämender Weise war es mehr als einmal vorgekommen, daß sich unsere Soldaten ohne einen Versuch der Gegenwehr entwaffnen ließen. Wo unsere Leute den Esthen die Zähne zeigten, erging es diesen schlecht. So hatten die Mecklenburgischen Dragoner auf ihrem Heimmarsch einen Zusammenstoß mit einer größeren Esthenabteilung, bei dem sie die Frechheit der Esthen blutig zurückwiesen, ohne ihrerseits auch nur einen Mann oder ein Pferd zurückzulassen.

Durch die Auflösung der Stellungen in der Gegend des Peipus-Sees war der Abtransport des Korps Estorff ernsthaft gefährdet. Das Verlangen des Dorpater Soldatenrats, ich solle kommen und zu den Soldaten sprechen, wurde immer dringender. Am 4. Dezember fuhr ich nach Dorpat. Auf dieser Reise lernte ich den Ministerpräsidenten Ullmann von einer wenig angenehmen Seite kennen. Es ereignete sich dabei ein Vorfall, der den Deutschenhaß dieses Bettenführers erkennen läßt. Der eine Zug, der täglich von Riga nach Esthland fuhr, war regelmäßig überfüllt. Ich benutzte zur Fahrt einen Salonwagen. Als ich mein Gepäck hineingeschafft hatte und mich bis zur Abfahrt draußen auf dem Bahnsteig erging, bemerkte ich, daß Ullmann mit einigen anderen lettischen Regierungsleuten von Wagen zu Wagen lief und nach einem Platz suchte. Ich fand es nicht schicklich, daß der Ministerpräsident im eigenen Lande so reisen solle und bot ihm an, mit in meinem Wagen zu fahren. Er nahm das erfreut an, und wir unterhielten uns gut auf der langen Fahrt. Da er nach Reval fuhr, so ließ ich Anweisung geben, daß auch der Salonwagen bis Reval durchfuhr und Ullmann für die Rückreise wieder zur Verfügung gestellt wurde. Das ist auch so geschehen. Von der Rückreise wurde mir später folgender Vorfall berichtet: Auf einem Bahnhof im Norden Esthlands standen

etwa 50 Deutschbalten, die das Land verlassen wollten, um der immer ärgeren Bedrohung und Bedrückung durch die Esthen zu entgehen. Der Zug war wie gewöhnlich überfüllt. Schließlich blieb eine deutschbaltische Familie draußen, die nirgend einen Platz hatte finden können. Da sieht der Deutschbalte den Salonwagen und eilt mit seiner Familie darauf zu, um dort einen Platz zu erbitten. Aber der Herr Ministerpräsident wehrte ihm den Eingang, und als der verzweifelte Mann ihn sich schließlich erkämpft hatte und auch seine Familie nachzog, rief Ullmann das lettische Bahnpersonal herbei und gebot ihm, „das freche deutsche Schwein herauszuwerfen.“ Das geschah, und der Deutschbalte mußte mit seiner Familie zurückbleiben. So dankte Ullmann einem Deutschen mein Entgegenkommen.

In Dorpat und der näheren Umgebung befanden sich noch etwa 4000 Soldaten. Neben dem Korpskommandanten, Generalleutnant v. Estorf, waltete dort ein Soldatenrat seines Amtes, an dessen Spitze ein zuverlässiger Gewerkschafter, der Redakteur Schaeffer vom Korrespondenten der deutschen Buchdrucker, stand. Was dieser Soldatenrat zur richtigen Leitung der Truppe tun konnte, geschah sicherlich in bester Weise. Aber er hatte nicht verhindern können, daß sich der ganzen Garnison, infolge der Auflösung der nicht sehr weit entfernten Front, eine große Unruhe bemächtigt hatte. Auch hier war es natürlich die Sorge, nicht nach Hause zu kommen und den Bolschewisten in die Finger zu fallen, was die Soldaten beunruhigte. Bei ruhiger Ueberlegung hätten sich die Soldaten zwar sagen müssen, daß diese Sorge unbegründet sei, denn Dorpat lag für den Transport günstiger als irgend ein anderer Ort in Esthland. Aber die Gerüchte hatten den Verfall der Front um vieles schreckhafter erscheinen lassen, als er in Wirklichkeit war und hatten auch die Zusammenstöße mit den Banden der esthnischen Miliz über Gebühr vergrößert. Wir hielten mehrere Versammlungen im größten Saal des neuen Universitätsgebäudes ab. Zu jeder Versammlung kamen etwa 1500 Soldaten, sodaß ich im Laufe des Tages der ganzen Garnison hatte sprechen können. Besonders erfreulich war es, daß sich allein aus Dorpat gegen 800 Freiwillige für die Eiserne Division gemeldet hatten. Als ich wieder fortfuhr, tat ich es mit dem Bewußtsein, daß hier zunächst wieder Ruhe eingelehrt sei.

Um mir einigen Einblick in den Abtransport zu verschaffen, fuhr ich nicht mit der Bahn zurück, sondern ließ mir einen Kraftwagen zur Verfügung stellen. Wir fuhren noch vor Tag von Dorpat ab und nahmen die große Straße, die über Wolmar und Wenden nach Riga führt. Es war eine furchtbare Fahrt. Wir hatten zehn Grad Kälte. Ein Teil des Weges führt durch die sogenannte livländische Schweiz, einen nicht sehr bedeutenden, aber den Stürmen ausgesetzten Höhenzug, auf dem eine schreckliche Kälte herrschte. Die große Kunststraße war vereist. Alle zehn Kilometer trafen wir auf südwärts ziehende Kolonnen und ebenso oft auf hochbeladene Fuhrwerke fliehender deutschstämmiger Landeseinwohner. Die Truppen, die ich unterwegs traf, waren ohne Ausnahme in guter Verfassung. Jeder trug seine Waffen, alles war gut bescheidet und beschützt, und Pferde und Geräte waren in ordentlichem Zustande. Anders war es um die fliehenden Deutschbalten bestellt. Mann und Weib und Kind, oft auch einige alte Dienstboten, fuhren in gichtbrüchigen Kaleschen hinter einem hoch mit Hausgerät beladenen Uckerwagen her. Wo ich eine solche Familie ansprach, hörte ich Jammer und Verzweiflung. Einige

Male traf ich auch Familien, deren Fuhrwerk unterwegs versagt hatte und die nun neben der Landstraße ihr Hausgerät aufgestellt und sich einen notdürftigen Schutz damit geschaffen hatten. In einem Falle war der Jammer so groß daß ich diese Schiffbrüchigen nicht der schrecklichen Kälte überlassen wollte und mein Auto mit ihnen füllte. Es war eine schreckliche Fahrt. Sobald wir von der durch die Militärtransporte aufgerauhten Wölbung der Straße abbiegen mußten, rutschten wir auf dem spiegelblanken Eise links oder rechts in den Graben. Schon hatten wir vier solcher Unfälle gehabt, als wir an einer abschüssigen, jähen Straßenbiegung entgleisten und samt unserm Wagen im tiefen Schnee lagen. Etwa zwei Stunden brauchten wir, ehe wir soviel Bauernfuhrwerke und Militärpferde aufgetrieben hatten, daß deren Kraft genügte, um unseren Wagen wieder flott zu machen.

Steif gefroren, mit schmerzenden und blutenden Gliedern kam ich in später Abendstunde nach Riga zurück. Hier erfuhr ich zu meinem Schrecken, daß für die Organisation der Eisernen Division noch so gut wie nichts geschehen war. Das Oberkommando hatte nicht einmal einen Offizier mit der Organisation betraut und die in großer Zahl eingelaufenen Freiwilligenmeldungen einfach zu den Alten gelegt. Selbstverständlich war auch der Zentralsoldatenrat von der Schuld an dieser Versäumnis nicht freizusprechen. Da ich ohnehin aus anderen Gründen die Absicht hatte, nach Berlin zu fahren und mit dem Auswärtigen Amt Fühlung zu nehmen, so entschloß ich mich noch am selben Abend, schon am nächsten Morgen abzureisen und im Kriegsministerium die erforderlichen Schritte zu tun.

Nun sah ich zum ersten Male das revolutionäre Deutschland. Morgens gegen 3 Uhr trafen wir in Posen ein. Hier war ich vor 18 Jahren Soldat gewesen. Seitdem hatte ich die Stadt nicht wieder gesehen. Wir hatten einigen Aufenthalt, und neugierig verließ ich den Zug, um wenigstens einen Blick auf den Bahnhof zu werfen. Sogleich kamen wüßt aussehende, feldgrau gekleidete Kerle, die mir befahlen, wieder einzusteigen. Ich glaubte mein Recht, mich auf dem Bahnsteig aufzuhalten, behaupten zu können und machte es mit einer verwunderten Bemerkung geltend. Da schrie mich eines dieser Individuen an: Ob ich denn auf dem Monde gelebt hätte und nicht wüßte, was sich inzwischen in Deutschland ereignet habe. Ich hatte nicht Lust, es mir von diesem Gentleman erzählen zu lassen und ging in den Wagen zurück. Ich hatte mit dem nun nach Hause reisenden Verwaltungschef, Herrn v. Gohler, und meinem Pressebeirat, Herrn Köhler, ein Abteil inne, das wir notgedrungen zu einer Kanzlei hatten machen müssen. Ich hatte einige wichtige Berichte für die Reichsämtler diktiert, Herr Köhler hatte sie mit der Maschine geschrieben. Auf der ganzen langen Fahrt hatte man uns nicht gestört oder war sogleich wieder fortgegangen, wenn man unseren Betrieb gesehen hatte. Hier in Posen nahm das ein Ende. Eine Horde von Soldaten mit roten Bändern an den Ärmeln ergriff von dem Wagen und auch von unserm Abteil Besitz, und zwar drang sie von vorn und hinten ein, indem einige von draußen die Wagenfenster einschlugen und dann hereinkletterten. Es war der Soldatenrat der Garnison Posen. Wir hatten fünf Mann von dieser Zwangseinquartierung erhalten. Sobald sie Platz genommen hatten, öffneten sie umfangreiche Pakete mit Wegzehrung und begannen zu speisen. Es gab Büchsenfleisch und Mal und Wein und Kognak. Dann machten sie sich mit uns bekannt. Sie erzählten,

daß sie nach der Reichsregierung führen, um der ihre politischen Forderungen zu unterbreiten. Posen müsse den Polen überlassen werden. Ich beteiligte mich wenig an dem Gespräch, konnte mich aber hier nicht einer verwunderten Frage enthalten, wie sie als deutsche Soldaten solche Forderungen stellen könnten. Wieder die Frage: Ob ich denn nicht wisse, was in Deutschland geschehen sei? — Ob ich auf dem Monde gelebt habe? — Reaktionäre wie ich würden noch ganz andere Dinge erleben, und wenn wir uns auch noch so sehr sträubten, wir würden den Anbruch der neuen Zeit nicht hindern. Und so weiter.

Dies war die neue Zeit: in dieser Stadt und Provinz hatte ich auf so manchem langen Marsche von ihr geträumt; wenn Gewehr und Tornister beschwerlich wurden, wenn die Sonne mehr als ich wünschte, brannte, wenn der Weg kein Ende nehmen wollte, dann hatte ich an die einst kommende neue Zeit gedacht, das Ideal hatte seine Dome gebaut, und unbeschwert von dem Drucke des Augenblicks war ich dann in einer Wolke glückhafter Gedanken meinen Weg gegangen. Nun sah ich die neue Zeit: deutsche Soldaten forderten die Abtretung dieses Landes an die Polen — und waren stolz und fröhlich darüber. In diesen Stunden richtete sich zwischen mir und der neuen Zeit eine Scheidewand auf.

Es war schwer, die Teilnahme der Reichsbehörden für die baltländischen Angelegenheiten zu gewinnen. Es war so viel, was auf sie einstürmte, und vieles, das bedeutamer war, als meine Anliegen. Aber schließlich gelang es mir doch, eine Besprechung im Kriegsministerium herbeizuführen, die der Minister Schöch leitete. Man entschied sich dafür, etwas zum Schutze der Baltländer zu tun. Truppen allerdings konnte man uns nicht geben. Aber man wollte Freiwillige werben lassen und gab mir die Genehmigung, die Werbungen zu organisieren. Man bewilligte Ausrüstung und Verpflegung für die Freiwilligenverbände und einen höheren Sold. Die Organisation der Werbungen mußte im Reiche liegen und konnte von Berlin aus am besten geschehen. Für diese Arbeit gewann ich den Grafen v. d. Goltz, den Bruder des bekannten Generals, der die Truppen im Baltlande später führte. Der Wechsel im Oberkommando wurde für die nächste Zeit in Aussicht gestellt und alsbald durchgeführt. Im Auswärtigen Amt war man mit meinen Maßnahmen einverstanden. Den Volksbeauftragten hielt ich kurz Vortrag über die Ereignisse und meine Stellungnahme, und auch hier erhob man keinen Widerspruch.

Das alles war sehr gut verlaufen. Aber die Ausführung der Zusagen verzögerte sich. Bei der Verwirrung im Reiche war das erklärlich, aber für uns oben im Baltlande hatte es schlimme Folgen.

Während meiner Abwesenheit hatte der Zentralsoldatenrat eine Abordnung zur Roten Armee gesandt. Von meiner Behörde waren Leutnant Becker und Assessor v. Erdmannsdorff, vom Oberkommando der Nachrichtensoffizier v. Treskow mitgefahren. Man hatte zwei Gruppen gebildet, von denen die eine nach Dünaburg, die andere nach einem kleinen, nördlich von Dünaburg gelegenen Orte fuhr. Beide Gruppen verhandelten mit den örtlichen Führern der Roten Armee und brachten etwas fragwürdige Ergebnisse mit. Die Führer der Sowjettruppen hatten erklärt: Die Sowjetrepublik hat die feste Absicht, diese zu Rußland gehörigen Länder zu besetzen und in ihnen selbständige Sowjetrepubliken zu errichten. Die deutschen Truppen müssen das

Gebiet so schnell wie möglich räumen. Wir werden sie dabei nicht stören, sondern nur in einem Abstande von zehn Kilometern folgen. Was die deutschen Truppen zurücklassen müssen, werden wir bergen und nach Deutschland befördern. Etwa zurückbleibender kranker Soldaten werden wir uns annehmen, sie pflegen und nach ihrer Genesung in ihre Heimat befördern. Die deutschen Abwicklungsbehörden sollen beruhigt an ihrem Ort bleiben, wir werden sie in ihrer Arbeit nicht stören. Mir wurden Grüße und Empfehlungen gesandt.

Ich war keinen Augenblick im Zweifel, daß dies Gerede eitel Lug und Trug war. Leider konnte ich die Soldatenräte nicht davon überzeugen, die glaubten den Versprechungen vielmehr und vermerkten mit Genugtuung, wie anständig und ehrenhaft die Bolschewiken doch seien, die man ihnen immer als so üble Gefellen beschildert hatte. Die beruhigende Wirkung auf die Soldaten, die sich die Räte von diesen Vereinbarungen versprachen, trat nicht ein. Dagegen übte das Nahen des Weihnachtsfestes einen ungünstigen Einfluß auf die Haltung der Soldaten aus, die alle wünschten, zu den Festtagen bei ihrer Familie zu sein. Die Frontstellungen klappten zusammen wie Kartenhäuser. Immer tiefer drangen die Scharen der Roten Armee ins Land und bemächtigten sich der reichen Vorräte, die unsere Truppe zurückließen. Hier mit listiger Ueberredung, dort mit Gewalt bewogen die Bolschewiken unsere Leute zum hastigen Abmarsch. Mitte Dezember standen rote Truppen plötzlich an der großen Bahn Riga-Dorpat, die unsere einzige nord-südliche Abmarschlinie war. Nun konnten alle nördlich und links und rechts von diesem Bahnpunkt stehenden Truppen nur noch mit Fußmärschen Riga erreichen. Und sie erreichten es alle, und diese Marschleistungen — etwa 300 Kilometer bei zehn Grad Kälte — mußte man bewundern. Ich fuhr einem angemeldeten Bataillon entgegen und begrüßte es und war erstaunt, die Truppe nach diesen Beschwerlichkeiten in so guter Verfassung und geradezu fröhlicher Stimmung zu finden. Ein Berliner Blatt hatte unfern Rückmarsch mit dem Rückmarsch der großen Armee von 1812 verglichen. Das war Unsinn, hier war gar kein Vergleich möglich. Gut gekleidet, in voller Ausrüstung, aufrecht und mit dem Viede: „O, Deutschland, hoch in Ehren“, rückten die Soldaten in Riga ein.

Aber nun wand sich auch der Heerwurm der Roten Armee immer näher. Täglich mußte ich auf der Karte das rote Fähnchen südlicher stecken. Eine zweite Abteilung näherte sich von Dünaburg, der Düna folgend, der Stadt, die das Hauptziel des Vormarsches war. Die Sorgen waren groß. Trotz der größten Anstrengungen der Eisenbahn war es nicht möglich gewesen, mit dem Abtransport des Heeresgutes zu beginnen. Die Menschen mußten zunächst fort, und das allein machte Mühe genug. Dann aber befanden sich gegen 4000 reichsdeutsche Zivilisten in der Stadt, die wir nicht dort lassen konnten. Dazu kam die große Zahl der deutschbaltischen Familien, die mit Recht von den Bolschewiken das ärgste befürchteten und deren Abordnungen mich bestürmten, sie nicht zu verlassen und ihnen die Möglichkeit zur Abreise nach Deutschland zu geben. Wir forderten Schiffe zum Abtransport — schließlich kamen sie auch.

Aus der Eisernen Division war nicht geworden, was ich wollte. Die unverantwortliche Versäumnis der ersten zehn Tage nach dem Entschluß, sie aufzustellen, rächte sich. Die Freiwilligen hatten, da sich keiner um sie kümmerte, mit ihren Truppenteilen das Land verlassen. Was dann noch gesammelt und ausgerüstet wurde, war weit von einer Division entfernt, und eisern war es

auch nicht geworden. In dem Hauptmann v. Tresckow, dem Nachrichtenoffizier des Oberkommandos, fand ich einen verständnisvollen und tatkräftigen Helfer. Er trat bei der Auflösung des Oberkommandos in meine Behörde ein und wurde mir ein zuverlässiger militärischer Berater. Der sagte mir am 20. Dezember, daß es keine Möglichkeit mehr gebe, Riga zu retten, aber es sei vielleicht möglich, die Stadt noch zwei bis drei Wochen zu halten. Aber auch das wurde immer unwahrscheinlicher.

Man kämpfte jetzt gegen die Rote Armee. An der Düna trat ihr die Landeswehr entgegen — ein Zwerg gegen einen Goliath, dreihundert junge, halbausgebildete Leute, die sich aber unter ihrer deutschen Führung bald große Kampftüchtigkeit erwarben. Im Norden an der Bahn manövrierte die Eiserne Division, kaum stärker an Zahl als die Landeswehr und gleichfalls meist aus den jungen Leuten der Rekrutendepots bestehend. Die Russen waren vorsichtig und fürchteten trotz ihrer dreißigfachen Uebermacht den offenen Angriff. Sie tasteten die Stellung ab, umgingen sie und zwangen unsere zum Rückzug. So schoben sie sich näher und näher heran. Am 25. Dezember, so prophezeiten die Rigaer Bolschewicken, werde die Rote Armee einmarschieren. Eine schwüle Furcht lag auf der Bevölkerung, überall, wo man die Bolschewicken nicht gerade herbeiwünschte, packte man Koffer und Bündel, und ich wartete auf die zugesagte Hilfe aus dem Reich und auf die Schiffe.

Einige Tage vor Weihnachten kamen zwei Schiffe die Düna herauf. Aber das waren die Engländer. Die Betten waren selig, legten den Engländern Teppiche auf den Weg und spieen uns ins Gesicht.

XIII.

Der Kampf um Riga.

Die Engländer waren in Riga erschienen. Ein Torpedoboot und ein Hilfskreuzer hatten sich vor der Stadt eingefunden und lagen dort auf der Düna. Die Lettenregierung hatte sich an Bord begeben, und als sie zurückkam, trug sie den Kopf erheblich höher. Ullmann mußte mich natürlich besuchen, um seinen Triumph zu genießen. Ich sagte ihm, daß nun doch wohl die Engländer den Schutz übernehmen würden. Das schien ihm nicht sicher — die Engländer hätten es zunächst noch abgelehnt, die Besatzung ihrer Schiffe an Land zu bringen.

Ich nahm zunächst keine Notiz von dem Erscheinen der Engländer. Am 23. Dezember erschien jedoch ein junger Oberst bei mir und überbrachte mir den Wunsch des Führers der englischen Expedition, mit mir zu sprechen. Da ich die militärische Lage zur Erörterung bringen wollte, so ersuchte ich das Oberkommando, an der Besprechung teilzunehmen. Hier war inzwischen ein Wechsel eingetreten, der Oberbefehlshaber v. Rathen und der Chef des Stabes waren, wie ich aus der Zeitung erfahren hatte, abgereist und der inzwischen aus Dorpat eingetroffene Generalleutnant v. Estorff hatte den Oberbefehl über die noch vorhandenen Truppen übernommen. Als sein Stabschef war der bisherige Chef des Stabes der II. Armee, Oberstleutnant Bürkner, kommandiert. Mit Bürkner und meinem Vertreter Burghard fuhr ich am Spätnachmittage nach der Düna zu den Verhandlungen mit dem Engländer. Es war kein gutes Omen, daß uns auf dem Wege dorthin eine Gruppe Soldaten, deutscher Soldaten, mit Steinen bewarf. Der Hilfskreuzer lag etwa zehn Minuten vom Stadttornen dünaabwärts. Den Zugang zum Anlegeplatz bewachte ein deutscher Doppelposten, am Ende der Laufbrücke hielt ein englischer Marinesoldat Wache, der uns honneur erwies. Die „Prinzeß Margaret“ war ein ungestaltetes Schiff, die Räume über Deck, in denen wir verhandelten, waren von armseliger Einfachheit, einige Türen waren mit sackleinenen Portieren verhängt. An Deck begrüßte uns ein Offizier, der uns in den Verhandlungsraum führte, wo uns die Verhandlungsteilnehmer stehend erwarteten. Nach kurzer, beiderseits sehr förmlicher Vorstellung und Begrüßung begannen die Verhandlungen, die die Engländer mit der Erklärung einleiteten, daß sie gekommen seien, um die Ausführung des Waffenstillstandsvertrages zu überwachen. Sodann stellten sie eine Reihe von Fragen und Forderungen, zu denen wir uns äußern sollten. Im Grunde lief die Absicht der Engländer darauf hinaus, uns auf Grund des Waffenstillstands-

vertrages zum militärischen Schutz der baltischen Länder zu verpflichten. Sie beriefen sich auf den Artikel XII des Vertrages, dessen unbestimmte Fassung eine Deutung im Sinne einer solchen Verpflichtung zuließ. Ich ließ die Auslegung dieses Artikels auf sich beruhen, da ich zu einer Aeußerung darüber nicht zuständig war und erklärte, daß wir zum weiteren Schutz der Baltikländer nach Maßgabe unseres Könnens bereit seien. Die durch den entsetzlichen Waffenstillstandsvertrag demoralisierte Armee könne jedoch diesen Schutz nicht mehr ausüben. Oberstleutnant Bürkner schilderte darauf die militärische Lage. Man schätzte die gegen das Baltikland operierenden Kräfte auf 16 000 Mann, die einige Feldartillerie bei sich hatten. Die Verteidigung verfügte über kleine und in ihrer Verwendbarkeit unsichere Bestände. Die Freiwilligen der sogenannten Eisernen Division betonten zuweilen die Freiwilligkeit ihrer Dienstleistung in allzu bestimmter Weise. Es war schwer, sie in den Unterkunftsräumen zusammenzuhalten und zur gegebenen Zeit an die Kampffront zu bringen. Alles in allem konnte man mit etwa 600 bis 700 Gewehren rechnen, die wir der Roten Armee entgegenzustellen hatten. Die Engländer forderten nicht nur die Behauptung der Stadt Riga und des bis dahin noch von der Roten Armee unbefetzten Gebiets, sondern redeten auch von der Rückeroberung der bereits geräumten Teile und verlangten, daß kein Mann und kein Geschütz mehr abtransportiert werde. Bürkner erklärte ihnen, daß eine solche Maßnahme unentrinnbar zur sofortigen Meuterei der Truppen führe und lehnte es rundweg ab, dies Verlangen der Engländer weiter in Erwägung zu ziehen. Die räsionierten noch einige Zeit davon und machten uns für allen durch die Rote Armee angerichteten Schaden haftbar, aber dann verließen sie den Gegenstand und begnügten sich mit unserer Erklärung, daß wir dem Vormarsch der Roten Armee wehren würden, so weit wir könnten, wobei Bürkner keinen Zweifel darüber ließ, daß Riga nicht lange mehr gehalten werden könnte. Als ich die Engländer fragte, inwieweit sie sich selber an dem von ihnen so lebhaft geforderten Schutz des Landes beteiligen würden, kam keine Antwort. Darauf erhoben wir uns, und da die Engländer weiter schwiegen, konnten wir die Besprechung als beendet betrachten und uns verabschieden.

An den folgenden Tagen kam der englische Oberst täglich zu mir, um sich über die Lage zu unterrichten. Ich merkte unschwer, daß die lettische Regierung allerlei Beschwerden gegen uns vorgebracht hatte, denen die Engländer nachgehen wollten. Ein besonderer Beschwerdebegrund war die Weigerung der militärischen Stellen, die lettische Miliz mit Waffen auszurüsten. Ich erklärte, daß wir schon mit den Russen so viel zu tun hätten und uns nicht auch noch in Riga selbst eine Gefahr schaffen dürften. Der Engländer hielt diese Sorge nicht für berechtigt und ließ durchblicken, daß die Letten wohl englische Waffen bekommen würden. Ich äußerte meine Bedenken; der Engländer fühlte sich nicht sicher in dieser Angelegenheit und wollte mein Urteil über den politischen Charakter und die militärischen Qualitäten der Letten hören, — man ziehe die Ausbildung der Letten durch englisches Ausbildungspersonal in Erwägung. Es war nicht übel, daß der Engländer bei diesen Unterhaltungen die Letten mehrfach „Natives“ nannte. Er hatte bis dahin wohl noch nie etwas von den Letten gehört, sondern urteilte nur nach den Eindrücken, die er im Verkehr mit den lettischen Ministern gewonnen. Ich erzählte ihm, daß die lettischen Regimenter der früheren Zarenarmee die treuesten Stützen der Sowjetrepublik und die besten Truppen der Roten Armee seien. Das konnte aber doch nicht verhindern, daß die Letten

worden. Er bohrte darum lange in mich hinein, aber ich blieb dabei, daß dies eine innere Angelegenheit des lettländischen Staates sei, in die wir uns nicht einmischen könnten. Die militärischen Stellen teilten meine Auffassung. Am Abend des zweiten Feiertages war noch einmal eine Besprechung bei mir. Usmann saß mit Schweißperlen auf der Stirn dabei und war ganz gebrochen. Er machte den Vorschlag, daß wir von uns aus die Engländer ersuchen sollten, die Entwaffnung vorzunehmen, und er glaubte, daß die Engländer es dann tun würden. Das hatte nun zwar seine Bedenken. Die Okkupationsmacht waren wir und nicht die Engländer, und sie um Eingreifen ersuchen, hätte unbequeme Folgerungen zeitigen können. Aber ich dachte, daß es doch nützlich sei, wenn die Engländer und nicht wir diese Aufgabe für Gendarmen und Henker lösten, und so schickte ich einen meiner Beamten nach dem Hasen. Die Engländer sagten, daß sie auf dem Lande nichts zu suchen hätten, sie hätten schon wegen der Stadtpatrouille eine Rüge aus London bekommen. Was sie vom Schiff aus tun könnten, das wollten sie tun, aber auf dem Lande könnten sie nichts unternehmen. Nach langer Beratung kam dann ein Plan zustande, der ein Zusammenwirken der deutschen Kompagnien der baltischen Landeswehr und der Engländer vorsah. Mir gefiel es nicht, daß die Deutschbalten diese Rolle übernehmen wollten, denn wenn sie dadurch auch der lettischen Regierung einen Dienst erwiesen und ihr aus einer augenblicklichen Not halfen, so würde man es ihnen doch schlecht danken und sie immer als die Henker der Letten ansehen. Aber es blieb gar nichts anderes übrig, wenn man die Meuterei unterdrücken wollte. So geschah es dann. Planmäßig donnerten am 27. Dezember um 7 Uhr morgens die Schüsse der englischen Schiffskanonen über die Stadt, und nach einer Stunde waren die meuternden Letten entwaffnet und interniert, ohne daß es zu ernstlichem Kampfe gekommen wäre. Der Führer der Landeswehr hielt es dann für richtig, zehn der Meuterer standrechtlich erschießen zu lassen, was der Lettenregierung nachträglich Anlaß gab, über „unmenschliche Grausamkeit der Deutschen“ zu lamentieren, obwohl sie keinerlei Einspruch gegen die Exekution erhoben hatte.

Es war meine Absicht, auch bei einem Einmarsch der Roten Armee in Riga zu bleiben. Um mir einen größeren Schutz zu geben, hatte mich die Reichsregierung, die diese Absicht billigte, am 26. Dezember zum Gesandten ernannt. Die eigentlichen Verwaltungsgeschäfte waren inzwischen auf die Landesorgane übergegangen und für die Abwicklung war eine Stelle in Berlin gebildet worden. Ich konnte mich nun ausschließlich den politischen Angelegenheiten und der Fortschaffung der gefährdeten Deutschen widmen. In den Weihnachtstagen waren nun endlich die ersten zwei der erbetenen Transportschiffe angekommen. Diese reichten bei weitem nicht aus, und es war ganz ungewiß, wann wir weitere Schiffe bekommen würden. Dagegen war es sicher, daß wir uns höchstens noch eine Woche in Riga würden halten können. kamen die Russen, bevor die Deutschen fortgeschafft waren, so hatten zumindest die Balten Schlimmes zu erwarten. In dieser Not entschloß ich mich, noch einmal mit den Führern der Roten Armee zu verhandeln. Am 27. Dezember sandte ich einen Kraftwagen mit Parlamentär und Dolmetscher nach der Front. Leutnant Becker, der schon an der ersten Expedition beteiligt gewesen war, fuhr auch diesmal wieder mit. Ihm waren zwei Mitglieder des Zentralsoldatenrates und ein Dolmetscher beigegeben. Mit dem Wagenführer waren es fünf Personen, die an dem genannten Tage um 11 Uhr Riga verließen. Die Front war noch etwa 40 Kilometer entfernt, und da

die Wege bei dem herrschenden Frost gut fahrbar waren, so erwartete ich die Rückkehr der Abordnung noch für den Abend des gleichen Tages. Für den Fall, daß die Abordnung über Nacht bleiben müsse, sollte sie durch Vermittlung der nächsten deutschen Stellung Nachricht geben.

Leutnant Becker hatte einen Brief von mir an den Befehlshaber der gegen Riga operierenden Russen gerichtet. Ich ersuchte darin um eine zehntägige Einstellung der Kampfhandlungen und des Vormarsches und begründete diesen Antrag mit der Schwierigkeit des Abtransportes der deutschen Zivilbevölkerung. Ich schlug mündliche Verhandlungen darüber vor und lud den Befehlshaber dazu nach Hinzenberg ein.

Es wurde Abend, und die Abordnung kam nicht zurück. Des öfteren fragte ich beim Oberkommando an, ob dort nicht eine Nachricht von der Expedition eingetroffen sei. Es war nichts da. Ich wurde sehr unruhig. Becker wohnte bei mir im Hause der Gesandtschaft. Einige Stunden lag ich lesend und wartend im Bett. Aber Becker kam nicht. Am folgenden Morgen sprach ich mit Burghard darüber. „Wenn einer sich überall durchfindet und durchschlägt, so ist es Becker. Wir können ganz unbesorgt sein. Heute oder morgen oder übermorgen wird Becker mit strahlendem Gesicht hier erschienen und Ihnen den Bolschewickenhauptling zu Füßen legen!“ erwiderte Burghard. Aber das beruhigte mich nicht, und ich ließ einen Wagen zurechtmachen, um selber der Spur der Expedition zu folgen. Es war aber wärmeres Wetter geworden, der Schnee zerging, und wir mußten, kaum fünf Kilometer außerhalb der Stadt, wieder umkehren, weil der Wagen nicht vorwärts kam.

Ich fuhr zum Bahnhof und verlangte eine Lokomotive zur Fahrt nach Hinzenberg. Dort hatten inzwischen die Letten einen Teil des Betriebes übernommen, und die beeilten sich durchaus nicht, mein Verlangen zu erfüllen. Da war mir ein im übrigen recht unglückliches Zusammentreffen günstig. An der Front vor Hinzenberg war etwas passiert. Die dort stehende Landeswehr war unter einem überraschenden Angriff gewichen. Zu ihrer Unterstützung ging ein Panzerzug ab. Mit dem fuhr ich nach Hinzenberg. Hier hoffte ich mit anderer Gelegenheit weiterzukommen. In Hinzenberg erfuhr ich, daß die Abordnung am Mittag des vergangenen Tages den Ort passiert hatte und in nordöstlicher Richtung weitergefahren war. Da ich kein anderes Gefährt bekommen konnte, so stieg ich wieder in den Panzerzug, der weiter gegen die vermuteten russischen Stellungen fahren sollte. Von den militärischen Ereignissen war in Hinzenberg nichts weiter bekannt, als was ich selber wußte. Von der Landeswehr war noch nichts bekannt, man wußte nicht, ob sie gefangen war und konnte überhaupt nichts über ihr Schicksal sagen.

Der Schützenwagen des Panzerzuges war mit vier Maschinengewehren und acht Soldaten besetzt. Als wir in langsamer Fahrt etwa zwei Kilometer zurückgelegt hatten, erhielten wir aus einem Fichtenwalde zur Rechten des Bahndammes Gewehrfeuer. Wir fuhren etwas schneller vorwärts und standen schußbereit an den Schießscharten. Auch ich hatte eins der zahlreichen Gewehre ergriffen und gedachte mich an der Schießerei zu beteiligen. Als wir uns dem Walde auf etwa tausend Meter genähert hatten, nahmen wir ihn unter Feuer. Die Russen antworteten von irgendwo mit einem Feldgeschütz. Wir hielten darauf und stellten das Schießen ein, um den Gegner herauszulocken. Es blieb aber alles still. Nach einer kleinen Weile tauchte links des Bahndammes eine

Valsts Arhīvs.

Abteilung der Landeswehr auf. Ich stieg aus und sprach mit dem Führer. Es war ein junger, einarmiger Leutnant. Der erzählte den Hergang:

Man hatte von dem besetzten Orte jede Nacht eine entfernte Wegkreuzung gesichert, ohne daß sich dort etwas gezeigt hatte. In der letzten Nacht hatten sich die jungen reichsdeutschen Freiwilligen, denen die Sicherung dieses Abschnittes oblag, geweigert, dort auf Posten zu ziehen, da doch nichts los sei. Aber gerade in dieser Nacht hatten die Russen jenen Weg benutzt, um die kleine Stellung zu umgehen. Von drei Seiten mit Feuer überfallen, hatte man unter nicht geringen Verlusten weichen müssen. Von den 180 Mann waren hier 79 zur Stelle. Man glaubte, daß ein anderer Teil nordwärts durchgebrochen und gerettet sei. Aber man wußte noch nichts von ihm. Im übrigen gab man dem Ausbleiben der Feldgeschütze die Schuld an dem Unglück. Die Batterie, die sonst bei der Abteilung gewesen war, hatte Ruhe haben müssen. Sie sollte durch eine frische Batterie aus Riga abgelöst werden und war abgezogen; die Ablösungsbatterie aber war nicht eingetroffen.

Wir nahmen die Verwundeten in den Zug und fuhren mit ihnen zurück. In Hingenberg versprach ich den Soldaten, die bereit waren, noch weiter auszuhalten, für Artillerie und anderes zu sorgen. Mit den Verwundeten traf ich am Abend in Riga ein. Von Becker und dem Schicksal der Abordnung fehlte noch immer jede Nachricht.

*

Die Aufstellung der Eisernen Division war soweit gediehen, daß der Stab vollzählig war und sein eigenes Quartier in Riga bekommen hatte. Als Kommandeur war der bis zum Waffenstillstand im Westen tätige Oberst Kummer eingetroffen, der sich keine Rast gönnte, um trotz aller Schwierigkeiten und aller Versäumnis etwas aus der Truppe zu machen. Ich hatte ihm Quartier in der von mir bewohnten Posselschen Villa in der Nicolaisstraße angeboten, er war dort eingezogen und ich hatte dadurch die Möglichkeit, oft und bequem mit ihm zu sprechen.

Auf dem Papier war die Division vorzüglich ausgerüstet. Das Oberkommando hatte ihr Geschütze verschiedenster Art, Maschinengewehre, Flugzeuge und andern Kriegsbedarf in ausreichender Menge überwiesen, nur die Menschen fehlten, und was an Soldaten vorhanden war, hatte seine guten und schlechten Launen. Die Laune der Artilleristen hatte die Niederlage vor Hingenberg verschuldet. Die dort zurückgedrängten Truppen hatten eine andere, rückwärts gelegene Stellung besetzt und waren bereit, sie einige Zeit zu halten, nur verlangten sie Unterstützung durch sechs Feldgeschütze. Der Kommandeur klagte mir, daß die Artilleristen unter den wichtigsten Vorwänden ablehnten, mit ihren Geschützen an die Front zu gehen. Ich begab mich darum zur Kaserne und ließ die Leute antreten, setzte ihnen die Lage der Stadt und die Gefahr für die im Falle einer vorzeitigen Räumung zurückbleibenden Deutschen auseinander und verlangte ihren sofortigen Aufbruch. Die Leute schwiegen verdrossen und rührten sich nicht. „Ihr habt Euch freiwillig zum Dienst in der Eisernen Division gemeldet,“ sagte ich ihnen, „Jetzt sitzen Eure Kameraden von der Infanterie in der Patsche, einige sind gefallen, verwundet und gefangen, weil Ihr sie im Stich gelassen habt: da gibt es nur zweierlei: entweder Ihr gehört noch zur Eisernen Division und rückt zur Hilfe an die Front, oder Ihr erklärt, daß Ihr nicht mehr wollt und geht nach Hause; aber hier Verpflegung und Sold der

Division in Anspruch nehmen und nichts dafür tun — das gibt es nicht. Also entscheidet Euch jetzt!”

Die Leute erklärten, daß sie wohl hinausgingen, wenn dies und das geschehe: der eine wollte besserpassende Stiefel, der andere wollte bessere Verpflegung an der Front, der dritte verlangte eine Reparatur am Geschütz, — jeder hatte seinen besonderen Wunsch. Ich mühte mich, alle zu erfüllen. Eine sogleich vorgenommene Prüfung der Geschütze durch einen Waffenmeister ergab, daß die Geschütze in der Tat nicht in Ordnung waren. Es mußten andere beschafft werden, was in wenigen Stunden geschah. Auch den Stiefelbeschwerden wurde abgeholfen. Die Beschaffung besserer Verpflegung bot keine Schwierigkeiten. Das alles geschah. Am späten Nachmittag sollte die Batterie abgehen. Aber zur festgesetzten Stunde fehlte die Hälfte der Mannschaft, — sie amüsierte sich irgendwo in der Stadt.

Ich ging wieder zur Kaserne und gedachte aus den vielen dort untergebrachten Freiwilligen die erforderliche Zahl zusammenzubringen. Man hatte auf jeder Stube noch den Weihnachtsbaum, man aß und trank, man spielte und hockte untätig umher. Ich sprach zu den Leuten. Wenn sie merkten, was ich wollte, verließen einige den Raum. Aber schließlich fingen die unter der Asche verborgenen Funken doch an zu glühen. Man konnte die Batterie doch bemannen und absenden.

Sie erkämpfte drei oder vier kostbare Tage. Da der Abtransport der Westarmeen beendet war und man im Reiche nun über Lokomotiven und Wagen verfügte, hatte man uns täglich drei weitere Züge zugewiesen. Die rollten nun mit Soldaten und, soweit sie Raum boten, auch mit reichsdeutschen Zivilisten und deutschstämmigen Landeseinwohnern nach dem Reiche. Auch an Vorräten, insbesondere an Mehl und Getreide, Fleisch und Fett, Stiefeln und Kleidung wurde abbefördert, was nur möglich war. Hier machten freilich die Letzten Schwierigkeiten, die sich im stillen schon darauf freuten, nach unserem Fortgange über diese Sachen verfügen zu können. Es kam vor, daß die lettischen Bahnbeamten solche Transporte aufhielten und sie für ihre Regierung „beschlagnahmen“. Hier verstanden jedoch die Soldaten keinen Spaß und faßten bei solchen Konflikten hart zu. Auch das lettische Kabinett erhob Vorstellungen; es ginge nicht an, das Land von diesen Vorräten zu entblößen. Demgegenüber machte ich geltend, daß alle zurückgeführten Vorräte aus Deutschland eingeführt seien und die Reichsbevölkerung nicht darauf verzichten könne. Obwohl die Letzten zu gut unterrichtet waren, um das bestreiten zu können, verging doch kein Tag, wo nicht Ullmann mit düsterer Miene seinen Protest gegen den Abtransport der Vorräte bei mir vorbrachte. Auch meine Versicherung für die Verpflegung Rigas zu sorgen, so lange wir uns noch behaupten könnten und der Hinweis darauf, daß alle zurückbleibenden Vorräte nur den Bolschewicken in die Hände fielen, konnten ihn nicht umstimmen. Ich kehrte mich jedoch nicht weiter daran und ließ fortgeschaffen, was die Züge fassen konnten.

In den letzten Dezembertagen kamen noch einige große Transportdampfer an. Nun war es möglich, nicht nur alle Reichsdeutschen, sondern auch einige Tausend Deutschbalten aus der Stadt fortzuschaffen, deren Schicksal nun nicht mehr zu wenden war. Aber ohne den Widerstand der paar Hundert Freiwilligen der Eisernen Division und der kleinen Baltischen Landeswehr wäre das nicht möglich gewesen. Diese kleinen Häuflein hielten den Heerwurm der Roten Armees so lange auf, bis fortgeschafft war, was sich mit den gegebenen

Transportmitteln überhaupt fortschaffen ließ. Allerdings stand auf ihrer Seite das Ansehen der deutschen Waffen, das immer noch groß genug war, um die Russen zu äußerster Vorsicht bei ihrer Vorwärtsbewegung zu bestimmen.

Unser Verhältnis zur lettischen Regierung war durch manche Meinungsverschiedenheit getrübt worden. Zwar stand ich persönlich zu den meisten Mitgliedern des Kabinetts so, daß sich der Verkehr zwischen uns in höflichen und meistens angenehmen Formen abspielte. Als Menschen lehnte ich sie alle — mit Ausnahme von Ullmann — ab. Ullmann konnte durch seinen Deutschenhaß verleitet werden, unehrlich zu sein und unehrenhaft zu handeln, aber von seinem Standpunkt gesehen, blieb er dabei ein anständiger Mensch. Die übrigen waren samt und sonders Hochstaplernaturen, wie sie der Parteibetrieb eines in seiner Mehrheit politisch kulturlosen Volkes an die Oberfläche zu spülen pflegt. Unsere Meinungsverschiedenheiten ergaben sich von selbst durch die ablehnende Haltung der führenden Letten gegen alles Deutsche und durch ihre ententefreundliche Politik. Wohl sah ich ein, daß ein Umschwung in dieser Grundstimmung langwierig erarbeitet werden mußte. Darum tat ich, als ob ich die Neußerungen des Deutschenhasses in der lettischen Presse gar nicht könnte und kam dem Kabinett in den politischen und wirtschaftlichen Fragen bis zur äußersten Grenze entgegen, worüber es oft Verstimmungen mit den deutschen Kreisen gab. Aber die Pflöchlichkeit des Umschwunges und die atemraubende Schnelligkeit, mit der sich die entscheidenden Ereignisse folgten, machten es mir unmöglich, den weitverzweigten Apparat der Okkupationsbehörden in allen seinen Teilen in die neue Gangart umzustellen. Infolgedessen kam es vor, daß die mit den Letten getroffenen Vereinbarungen hier und da nicht genügend beachtet wurden, was jedesmal einen geräuschvollen Protest zur Folge hatte. Aber auch ich hatte mit meinem Entgegenkommen eine Grenze innezuhalten. Ich konnte den Letten nicht, wie sie wünschten, Vorräte und Betriebseinrichtungen „vorbehaltlich späterer Verrechnung“ überlassen, sondern mußte auf Zahlung oder Sicherheitsleistung bestehen. Das führte zu Spannungen. Daneben hatte man mir meine selbstverständlichen Bemühungen zugunsten der deutschstämmigen Landeseinwohner übel genommen. Als die Engländer ankamen, wurden die deutschfeindlichen Neußerungen der lettischen Presse so arg, daß ich dazu nicht länger schweigen konnte. Ich hielt sie dem Kabinett vor und erinnerte die Leute daran, daß sie alle von deutschem Brote und deutschem Gelde lebten, daß auch der Bestand ihres Staates nur durch deutsche Waffen gesichert werde; wenn die Regierung mich nicht überzeuge, daß sie diese Verunglimpfungen Deutschlands mißbillige, so mußte ich eine Aenderung meiner Politik in Erwägung ziehen. Ullmann wollte wissen, worin diese Aenderung bestehen werde, zum Schutze des Landes seien wir auf Grund des Waffenstillstandsvertrages verpflichtet, und ebenso hätten wir als Okkupationsmacht die Pflicht, die Bevölkerung nicht Hungers sterben zu lassen. Herr Ullmann war manchmal schwer von Begriff, aber das begriff er doch, als ich ihm sagte, daß die Entente stark genug sei, uns zur sofortigen Räumung zu zwingen, daß es aber keine Macht gebe, die uns zwingen könnte, unsere Soldaten hier kämpfen zu lassen, wenn wir selbst es nicht wollten. Als sich dann ergab, daß die Engländer nicht daran dachten, das Land militärisch zu schützen, und als die Meuterei am zweiten Weihnachtstage die Unzulänglichkeit der lettischen Miliz erwiesen hatte, da kam es wieder zu einem besseren Verhältnis zwischen uns.

Wir besprachen die Folgen des Verlustes von Riga. Riga war noch nicht Lettland. Man konnte versuchen, Kurland zu halten. Man konnte nach Mitau gehen und dem weiteren Vormarsch der Roten Armee hinter der Pleistellung Halt gebieten. Wenn die Werbungen im Reiche Erfolg hatten, konnte man von Kurland aus Riga und das übrige lettische Livland zurücknehmen. Ullmann ergriff diesen Gedanken mit beiden Händen. Er sah die Latwija, die so sehr sein Werk war, in Gefahr, und nichts war natürlicher, als daß er diese einzige Möglichkeit der Rettung ergriff. Ich hätte pflichtvergeffen und töricht gehandelt, wenn ich nicht versucht hätte, diese vielleicht letzte Gelegenheit zur Erhaltung und Stärkung des Deutschtums in Lettland zu nützen. Zwei Gesichtspunkte kamen in Betracht: die deutschstämmigen Landeseinwohner durften nicht wehrlos werden, sondern mußten eine reale Macht, ein Stück Verfassung im Sinne Bassalles bilden, der Kanonen und Bajonette höher schätzte, als die schönste Urkunde; und es galt die Möglichkeit der Einwanderung und Ansiedlung Deutscher sicherzustellen, um das Deutschtum wirtschaftlich und zahlenmäßig zu stärken. Nach mehrfach abgebrochenen und wieder aufgenommenen Besprechungen kam am 29. Dezember jener Vertrag zustande, der nachher eine so große Rolle gespielt hat und zu einem Dokument lettischer Wortbrüchigkeit geworden ist. Ich will den Vertrag hier im genauen Wortlaut wiedergeben:

Vertrag

zwischen dem Bevollmächtigten des Deutschen Reiches und der provisorischen lettländischen Regierung.

§ 1. Die provisorische lettländische Regierung erklärt sich bereit, allen fremdstaatlichen Heeresangehörigen, die mindestens vier Wochen im Verbande von Freiwilligenformationen beim Kampfe für die Befreiung des Gebiets des lettländischen Staates von den Bolschewisten tätig gewesen sind, auf ihren Antrag das volle Staatsbürgerrecht des lettländischen Staates zu gewähren.

§ 2. Die deutsch-baltischen Angehörigen des lettländischen Staates erhalten das Recht, in die reichsdeutschen Freiwilligenverbände einzutreten. Andererseits bestehen für die Dauer des Feldzuges keine Bedenken gegen Verwendung reichsdeutscher Offiziere und Unteroffiziere im Verbande der deutsch-baltischen Kompagnien der Landeswehr als Instruktoren.

§ 3. Das im Vertrage vom 7. Dezember den deutschen Balten zugestandene Recht zur Bildung von sieben nationalen Kompagnien und zwei Batterien im Verbande der Landeswehr wird seitens der provisorischen Regierung ausdrücklich garantiert, auch wenn § 2 der vorliegenden Abmachungen zur vorübergehenden Auflösung der deutsch-baltischen Verbände führen sollte. Bei einer Erhöhung der Zahl der lettischen Kompagnien der Landeswehr tritt eine entsprechende Erhöhung der Zahl der deutschen Kompagnien ein.

§ 4. Die in Ausführung von § 1 notwendigen Listen über Zu- und Abgänge von Freiwilligen werden der provisorischen Regierung mindestens einmal wöchentlich überliefert. Es wird auf Grund dieser Listen zwischen den Vertragschließenden festgesetzt werden, welche deutschen Staatsangehörigen sich das Staatsbürgerrecht gemäß § 1 erworben haben.

Geschehen: Riga, am 29. Dezember 1918.

gez. August Winnig, deutscher Gesandter bei den Regierungen der Republiken Estland und Lettland.

gez.: R. Ullmanis, Ministerpräsident, Fr. Paegel, I. Sahlits.

Den Vertrag ließ ich sogleich der Anwerbestelle Baltentland übermitteln, damit sie ihn zur Unterstützung ihrer Werbungen benutzen konnte.

Auf Hilfe für Riga rechnete ich nicht mehr. Auch die Versprechungen, die man mir bei der Konferenz im Kriegsministerium gemacht hatte, waren

nicht erfüllt worden. Meine Hoffnungen auf einen Erfolg der Mission Beckers wurden täglich schwächer, meine Befürchtung, daß ihr ein Uebel widerfahren sei, größer. Indessen zeigte mir der Kommandeur der Eisernen Division täglich ein lächelndes Gesicht und erzählte, wenn ich ihn nach dem Stande der Dinge fragte, im heiteren Plaudertone irgendwelche Anekdoten von der Front. So hielt ich um die Jahreswende die Lage noch nicht für so schlimm, daß ich an den Abzug der Behörde denken müsse, sondern fuhr Silvester nach Mitau, wo ich merkwürdige Dinge erlebte und arbeitete. Neujahr wie gewöhnlich in meinem Bureau, ordnete aber schon die Fortschaffung eines Teiles der Behörde nach Mitau und Tilsit an. Für den Abend hatte ich den Kommandeur der Eisernen Division zu einem Glase Wein eingeladen. Leutnant Becker hatte den Keller so gut versorgt, daß wir, um meine Habe beweglicher zu machen, ein kleines Loch in den Vorrat trinken wollten. Ich hatte den Oberst mit der Frage nach der Lage an der Front empfangen und er hatte mir gesagt, daß er jetzt bei der Ueberführung der Truppen auf das andere Dünaufer sei; anderthalb Bataillone seien jedoch noch diesseits in der Jägerstellung. Das hatte mich beruhigt und wir hatten am knisternden Kaminfeuer schon allerlei Gesundheiten getrunken. So nebenher fragte ich den Obersten, wie stark die anderhalb Bataillone diesseits der Düna seien. „Sechzig Mann!“ erwiderte er mit dem Lächeln eines Kindes. Ich glaubte mich verhört zu haben. „Sechzig?“ — „Ja, es werden noch so gegen sechzig Mann sein.“ — „Und das nennen Sie Bataillone?“ — „Ja, die Stäbe sind dafür da,“ sagte er und hob treuherzig das Glas, um noch einmal auf meine Gesundheit anzustoßen. — Ich war furchtbar wütend: da sitze ich mit der Behörde, mit wichtigen Akten, mit sieben Millionen Mark barem Gelde, — da habe ich ängstlichen Balten, die nicht mit dem abgehenden Schiff fahren konnten, das Herz groß gemacht: wir hätten noch vier bis fünf Tage Zeit — und zwischen der Stadt und dem roten Heerwurm stehen noch „anderthalb Bataillone“: sechzig Mann! Und dieser Oberst weiß das und sagt nichts von der Lage, sondern lächelt und trinkt meine und andere Gesundheiten! Aber wie freue ich mich heute, daß ich einen Augenblick an mich hielt, ehe ich meiner Empörung freien Lauf gab! Denn in diesem Augenblick sah ich das harmlos fröhliche Gesicht des Obersten und erkannte: er ist unschuldig wie ein neugeborenes Kind. Und das entwaffnete mich. Ich sagte ihm kein böses Wort, sondern geleitete ihn zur Treppe und ging in mein Arbeitszimmer.

*

Am Morgen des 2. Januar brach schon ein Teil der Behörde die Zelte ab, etwa 25 Beamte und Angestellte gingen mit den Akten der Zivilverwaltung nach Tilsit, um dort in Ruhe die Abwicklungsgeschäfte aufzunehmen, der übrige Teil der Angestellten, soweit sie nicht in Riga beheimatet waren oder begründete Furcht haben mußten, unter die Herrschaft der Bolschewicken zu kommen, ging nach Mitau, wo unsere Behörde zunächst versuchen sollte, ihre Arbeit fortzusetzen.

Meine Absicht, die Ankunft der Bolschewicken abzuwarten, hatte ich aufgegeben. Da ich Gesandter geworden war, mußte ich bei der Regierung bleiben, bei der meine Aufgabe lag. Die lettische Regierung hatte sich auch bereits entschlossen, für den Fall der Räumung zunächst nach Mitau zu gehen. Die Vorbereitungen für die Abreise waren schon seit mehreren Tagen so getroffen, daß es nur des Entschlusses zum Fortgehen bedurfte. Die Transportmittel standen für die Behörde bereit. Aber doch waren nun die Stunden bis zum Ausbruch mit

Beratungen und Arbeiten ausgefüllt. Ich hatte mich entschlossen, eine kleine Vertretung in Riga zu lassen. Zuerst hatte ich das als durchaus kein Wagnis angesehen. Als nun aber jeder Tag die Sorge um das noch immer ungewisse Schicksal der Abordnung Becker erhöhte, sah ich ein Verbleiben von Beamten doch mit andern Augen an und sagte den Herren, die sich zum Bleiben bereit-erklärt hatten, daß ich sie nicht dazu zwänge, sondern es von ihrem eigenen Entschluß abhängig mache. Aber nur einer trat zurück. Die Zurückbleibenden traten unter die Leitung des Herrn v. Scheubner-Richter. Dieser Beamte hatte mehrfach an abenteuerlichen Expeditionen teilgenommen, er war in der Türkei und bei der deutschen Expedition in Persien gewesen, er war es gewohnt, unter außerordentlichen Verhältnissen zu arbeiten und liebte wohl auch die Gefahr.

Die Aufgabe der zurückbleibenden Vertretung war in erster Linie die Wahrnehmung der deutschen Interessen: Schutz der deutschstämmigen Bevölkerung und der großen Mengen deutschen Heeres- und Verwaltungsgutes, die trotz aller Bemühungen nicht fortgeschafft werden können. Politische Aufgaben hatte die Vertretung nicht, sondern in dieser Hinsicht sollte sie nur Beobachtungs-
posten sein.

Eine Anzahl Reichsdeutscher hatte sich geweigert, Riga zu verlassen. Das waren alte Männlein und Weiblein, die seit langer Zeit in Riga ansässig waren, dort Familie und Verwandte hatten und zum größten Teil von uns unterstützt worden waren. Für die Fortzahlung der Unterstützung und zur Bestreitung der sonstigen Unkosten ließ ich der Vertretung einen Fonds von 500 000 Mark dort. Diese Summe erschien den zurückbleibenden Herren viel zu niedrig. Auch die zurückbleibenden Deutschbalten drängten auf größere Mittel; es blieb aber dabei.

Um den Deutschen so viel Schutz zu gewähren, wie unter den voraussetzlichen Umständen noch möglich war, ließ ich Schutzbriefe drucken. Diese Schutzbriefe erklärten den Inhaber, auf dessen Namen sie lauteten, zum Schutzesossen der Deutschen Republik. Ich wußte, daß dies nur ein sehr fragwürdiger Schutz sei, aber es war alles, was ich noch tun konnte. Mehr war nicht mehr möglich. Die Ausstellung der Schutzbriefe war Sache meiner Vertretung, die sich dabei vom Deutschbaltischen Nationalauschuß beraten lassen sollte.

Dieser Tag im Raminzimmer unseres Hauses wird mir mit seinem fortwährenden Kommen und Gehen, mit seinen Gesprächen und immer sofort gefällten Entscheidungen ewig unvergesslich bleiben. Wir fühlten seine schicksalschwere Bedeutung für die Stadt, die wir heute preisgaben. Und doch lag in dieser rastlosen Arbeit, die kein Zaudern zuließ, die von jeder Sekunde die höchste Konzentration auf den Gegenstand forderte, die Wohltat, die die Arbeit immer gibt.

In den ersten Nachmittagsstunden ging ich noch einmal durch die innere Stadt. Es war ein sonniger Wintertag. Ueber dem blendenden Schnee strahlte ein tiefblauer Himmel. Nun sah ich sie mir noch einmal von außen an, die alten deutschen Häuser: die Große und die Kleine Gilde, das Schwarzhäupterhaus, den Dom, das Ritterhaus, die alten Kaufmannshäuser am Dünaström. Auf den Straßen ging es lebhaft zu. Alles war in Erwartung der kommenden Dinge. Es gab viel Hasten davor, die sich noch jetzt, in der letzten Stunde, zum Ausbruch fertig machten. Und es gab auch ein frohgelassenes Lungern der andern, die von den nahenden Völkereien eine goldene Zeit erwarteten. In den Straßen in der Nähe der Proviantgebäude schob sich wieder die für die letzten Tage unserer Herrschaft in Riga so bezeichnende Menge armen Volkes, die schon mit Säcken

und andern Behältern ausgerüstet, den Augenblick erspähte, wo das Eigentum seine Heiligkeit verlieren würde. Morgen, dachte ich, morgen werdet ihr hier herrschen und werdet für einige Tage im rauschenden Ueberfluß schwelgen. Morgen wird das, was Jahrhunderte hindurch festbegründete Wirklichkeit schien, wie ein Traum über dieser Stadt liegen. Durch diese Mittelpunkte deutscher Kultur, durch die Gildebäuser, durch das Schwarzhäupterhaus und durch alle diese alten ehrwürdigen Häuser wird der Strom einer wilden Soldateska treiben und machtrunkene Führer der Unmündigen werden hier hausen und mit all diesem, was wir mit Liebe und Ehrfurcht betrachten, ihren Spott haben.

Durch die Sandstraße ging ich zurück. Da trieben heute, wo kein deutscher Wachtmann es ihnen mehr wehrte, die Juden ihren Handel offen, den sie sonst nur in den Hausfluren zu treiben wagten. Sie handelten mit russischen und deutschen Rubeln, mit Diamanten und Goldschmuck, mit alten Kleidern und Saccharin. Sie waren der ruhende Pol in den vorüberziehenden Ereignissen.

Um 4 Uhr nachmittags gingen die Wagen mit unserm Barbestand ab. Auch mein Pressebeirat, Herr Köhler, schloß sich der Expedition an, die ich mit verschwiegener Sorge verschwinden sah. Am Morgen hatte sich die russische Kompanie der Landeswehr aus Furcht vor den Bolschewiken zerstreut und war über die Düna gegangen. Sie trieb sich jetzt auf der Straße nach Mitau herum. Bei der Auflösung allen Zusammenhalts hielt ich diese Menschen zu allem fähig. Eine Bedeckung für den Geldtransport hatte ich nicht mehr erhalten können. Die Beamten hatten jeder eine Pistole in der Tasche. Das war der einzige Schutz für sie und für das Geld, das sie in einem Holzstäbchen mit sich führten.

Der frühe Abend des Baltenslandes war schon heraufgezogen, als der Geldtransport abging. Der Himmel im Westen glühte purpurrot. Aber in den Straßen spann schon das Zwielficht die Dinge ein. Da lohete es plötzlich unweit unseres Hauses hell auf. Bald kam die Nachricht: das Deutsche Theater brannte. An drei andern Stellen stiegen Flammen empor.

Ich ging wieder auf die Straße. Nun schien schon ein Taumel die Menschen erfaßt zu haben. In der Kalkstraße begegnete ich einigen deutschen Soldaten. Sie waren ohne Waffen, so, als ob sie einen Spaziergang vorhätten. Ich fragte sie, wann sie die Stadt verlassen wollten. „Wir bleiben hier! Die Bolschewiken tun uns nichts!“ Ich ließ sie laufen. In den Cafés drängten sich die Menschen. Auf den Straßen summt und lärmt die Menge.

Als ich wieder nach Hause kam, waren einige Offiziere da, die mich sprechen wollten. Das Oberkommando war bereits fortgefahren. Sie kamen darum zu mir, um die Vollmacht zu erhalten, die nicht geringen Vorräte an Trinkbranntwein in den Proviantdepots zu vernichten. Ich hielt das für richtig und gab sie ihnen. Man trieb noch eine kleine Schar Soldaten auf, die in die Depots hineinging und die Flaschen zerschlug, die Fässer öffnete. Die draußen sich stauende Menge lärmte und wollte nachdrängen. Es kam noch zu einigen Schüssen. Aber die Soldaten verrichteten ihr Werk.

Inzwischen waren unsere Habseligkeiten verpackt und verladen. Wir waren noch vier Mann und wollten in zwei kleinen Kraftwagen gegen 11 Uhr abfahren. Da standen nun auch Beckers Koffer und Kisten. Was war mit ihm geschehen? Seit der Abfahrt der Expedition waren sechs Tage vergangen. Wir gaben sie fast schon verloren, doch trösteten wir uns einander mit der Vermutung, daß die

Expedition wahrscheinlich von den Russen festgehalten sei und mit ihnen zusammen in Riga eintreffen werde. Es war eine schwache Hoffnung, aber wir hielten an ihr fest. Das wirkliche Schicksal erfuhr ich erst einen Monat später. Es soll jetzt erzählt werden.

Die Abordnung hatte Riga am 27. Dezember, kurz vor 11 Uhr vormittags, verlassen. Sie war in glatter Fahrt gegen 12 Uhr durch Hinzenberg gefahren und hatte von dort den Weg gegen die Stellungen der Roten Armee genommen. Sie hatte einige Tischtücher als Parlamentärflaggen mitgenommen und zudem gleich hinter Hinzenberg den Wagen mit grünen Tannenzweigen als Parlamentärgefährt gekennzeichnet. So war sie an den ersten russischen Posten herangekommen, der sie angehalten, untersucht und ihr dann den weitem Weg gewiesen hatte. Als der Wagen erneut etwa 800 Meter gefahren war, erhielt er Feuer. Der Dolmetscher bekam einen Halschuß, der ihn sofort tötete. Becker und ein Mitglied des Zentralsoldatenrates wurden verwundet. Der Wagenführer nahm Deckung und Unteroffizier Siemes schwang sich nach hinten aus dem Wagen, wo er unverletzt blieb. Dann stellten die Russen das Feuer ein. Man holte den Wagen zur Stellung. Becker fühlte sich zuerst nicht schwer verletzt, sondern meinte, einen Hüftschuß zu haben, mit dem er schon fertig werden wolle. Man brachte die beiden Verwundeten in eine Unterkunft und ließ ihnen ärztliche Hilfe zuteil werden, doch stellte sich heraus, daß Becker durch einen Bauchschuß sehr schwer verletzt war. Am Abend des 27. Dezember starb er. Der zweite Verwundete blieb am Leben. Die überlebenden Mitglieder der Expedition wurden festgehalten und erst gegen Ende Januar entlassen. Den Wagen behielten die Russen. Siemes kam auf der Heimkehr durch Königsberg, wo ich inzwischen mein Zelt aufgeschlagen hatte. Er traf mich jedoch nicht, da ich zur Eröffnung der Nationalversammlung nach Weimar gefahren war. Er hinterließ einen schriftlichen Bericht, der diesen Tatbestand angab. Zu Verhandlungen, wie sie die Abordnung führen sollte, ist es nicht gekommen.

Hätte ich diesen Hergang schon bei dem Abzuge aus Riga gekannt, so hätte ich selbstverständlich keine Vertretung dort gelassen. Aber so lag die Anfang Dezember abgegebene Erklärung der Russen vor, daß sie unserer Arbeit in Riga an der Abwicklung unserer Beziehungen nichts in den Weg legen wollten. Wäre uns dieses Schicksal der Abordnung bekannt gewesen, so hätten wir dem Reiche eine halbe Million, und den Leuten, die zur Vertretung gehörten, viel Ungemach und viele schwere Stunden erspart.

Gegen 11 Uhr stiegen wir in unsere Wagen und fuhren ab. Vor der Düna war ein großes Gedränge der Massen, die sich um die dort in der Nähe liegenden Proviantgebäude angesammelt hatten. Als wir uns einen Weg durch die aufgestaute Menge bahnten, erkannte man uns. Es gab Geschrei und Drohungen. Auch wir hatten nur jeder unsere Pistole in der Tasche. Aber wir kamen doch schließlich glücklich zur Strombrücke. Ein paar Schüsse fielen in der Nähe. Unser Wagen sauste nun schnell auf das andere Ufer. Von Thorensberg warfen wir noch einmal einen Blick auf die Stadt. An zwei Stellen leuchtete noch Feuerröte über den Häusern. Mein Vertreter Burghard erhob sich im Wagen und sagte: Wir müssen fort, wir haben's nicht geschafft. Aber wir werden's einst schaffen, und dann werden meine Söhne dabei sein. Dann ging es auf der großen Heerstraße in die Winternacht. Auf der andern Seite wälzte sich durch die Enge der Sägelseen der rote Heermurm.

Republik Mitau.

Am andern Morgen gab es in Mitau ein großes Wiedersehen. Ich war in einem an der Aa liegenden alten Edelmannshause, wenn ich nicht irre, der Familie von Osten-Sacken gehörig, untergebracht. Es waren alte weiträumige Zimmer mit uraltem Hausrat, verschossenen Seidentapeten und verblaßten Vergoldungen. Ein paar dienende Wesen geisterten in diesem Hause herum, die waren selten zu sehen, aber immer gegenwärtig. Sie segten und wischten, sie heizten die Zimmer, sie stellten das Frühstück hin, aber ich sah sie nicht, ich hörte sie kaum. Eine Schrankuhr mit einem altersgrauen zinnernen Zifferblatt schlug geräuschvoll einen milden Takt. Angedunkelte Delgemälde und angegilbte Stahlstiche hingen an den Wänden. Alles war hier Nachhall. In den weißen Pfosten meines Bettschirms aber waren mit einer Nadel oder einem Messer zwei verbundene, flammende Herzen geritzt. Wie lange mochte ihr Feuer schon verlodert sein?

Meine Amtszimmer befanden sich in einem andern Hause, in dem bisher die Landesverwaltung Kurland ihren Sitz gehabt hatte. Das alles war schon seit einer Woche vorbereitet gewesen.

Auf dem Wege durch die Stadt traf ich Skubik und Dr. Mender. Beide waren schon seit einigen Tagen hier, da sie besonderen Grund zu haben glaubten, den Bolschewicken aus dem Wege zu gehen. Ich hatte ihre Erzählungen von den terroristischen Grausamkeiten der Bolschewicken manchmal angezweifelt. Aber Mender hatte mir erzählt und Skubik hatte es bestätigt, daß die Bolschewicken von Riga einmal insgeheim 32 menschewickische Parteigänger zum Tode verurteilt hätten, worunter auch Dr. Mender gewesen sei; das Urteil sei an 17 Menschewicken vollzogen worden, der eine sei auf der Straße erstochen, ein anderer aus dem Hinterhalt erschossen, ein dritter in die Düna geworfen worden, und die Bolschewicken hätten sicher alle 32 ums Leben gebracht, wenn nicht inzwischen die Deutschen in Riga eingezogen wären, die mit eiserner Strenge Ordnung geschaffen hätten. — Auch Dr. Walter, den Innenminister der Latwija, traf ich — er fror, war trübselig und unrasiert. Fast alle zehn Schritte begrüßte mich jemand. Meist waren es Deutschbalten aus Riga, die hier den Lauf der Dinge abwarten wollten. Es gingen merkwürdig zuverlässliche Gerüchte um.

Ein Handwerksmeister, den ich auf einem festlichen Abend in der Kleinen Bude kennen gelernt hatte, bat mich, ihm Gewißheit zu geben: diese Preisgabe Rigas sei ein kluger politischer Zug von mir und ich hätte ihn nur getan, um

die Lettenregierung in Verlegenheit zu bringen und dadurch zu großen Zugeständnissen bereit zu machen. Hinter Mitau ständen 10 000 Freiwillige aus dem Reich, mit denen wir Riga wieder nehmen würden, sobald die Lettenregierung nachgegeben habe. Das sei bei ihnen durchgesichert und nun möchte er gern Gewißheit haben — er werde sicherlich kein Wort weiter erzählen, er wolle nur für sich wissen, woran er sei, weil er doch seine Familie noch in Riga habe. Dies Gerücht ging tatsächlich um und wurde zum Teil geglaubt. Am folgenden Tage fühlte ich, daß selbst die lettische Regierung solchen Vermutungen Raum gegeben hatte. Es muß wohl so sein, daß die Emigranten immer eine besondere Lust mit sich tragen, in der Märchenblumen und Schwindelhafer eigens gut gedeihen.

Je weiter ich meinen Weg durch die Stadt fortsetzte, um so stärker wurden die Eindrücke, die dies ameisenhafte Durcheinanderwimmeln der vielen Emigranten hervorrief. Litauische und estländische Balten zogen durch die Straßen. Hoch mit Hausrat beladene Wagen fuhren einher und suchten Unterkunft. In den paar Cafés saß man schon in dieser frühen Stunde dicht beieinander. Daß diese Ereignisse über das Schicksal des baltischen Deutschtums entschieden, hatte mir meine Einsicht schon lange gesagt. Aber nie hatte ich dies Schicksal so stark gefühlt und nie hatte es mich so traurig gemacht, wie an diesem 3. Januar, als ich durch die Straßen von Mitau ging. Ohne besondere Absicht bog ich von der Hauptstraße nach Westen ab und ging eine Straße, die fast ganz leer war, in der auch nur wenige Häuser standen. Als ich mich einem größeren Ziegelsteingebäude näherte, hörte ich plötzlich Männergesang. Ich ging weiter und hörte zu. Im Erdgeschoß des Gebäudes sah ich deutsche Soldaten beim Gewehrreinigen. Sie sangen dabei. Ich hörte:

Von der Maas bis an die Memel,
Von der Elb bis an den Belt —
Deutschland, Deutschland über alles,
Ueber alles in der Welt!

Wie seltsam klang dies Lied an diesem Morgen: das Reich wand sich unter den Füßen der Sieger und verzehrte den Rest der ihm geliebten Kraft im Wüten gegen sich selbst. Wir selbst zogen flüchtig aus diesem Lande und nahmen 700 jähriges Deutschtum mit. Da aber standen die jungen Freiwilligen und öfeten die Gewehrläufe und sangen *Deutschland über alles!*

Es ist ein schönes Lied. Man hat es als Schulbube und als Soldat gesungen und es hat oft das Herz froh bewegt. Aber an diesem Tage des großen Auswanderns, auf kurländischer Erde, da war es mehr als ein Lied. Aus diesen jungen Freiwilligen sang das von allen Fehlschlägen unberührte Urgefühl volkhafter Dauerbarkeit, das unerschöpfliche Muttertum eines glaubenden Volkes.

*

Die Unterbringung und Wiedereinrichtung der Behörde in dem dazu ausersehnen Gebäude machte naturgemäß Schwierigkeiten, die ich jedoch zu überwinden meinem Vertreter überließ. Ich nahm die Föhlung mit der militärischen Leitung und der lettischen Regierung auf. Dann aber war vorher noch eine andere Angelegenheit in Ordnung zu bringen, wenn ich hier mit leidlicher Sicherheit arbeiten wollte. Das war die Stellung des Mitauer Soldatenrates.

An der Spitze dieses Rates stand der Wehrmann Robert Albert, der sich als Leiter des Soldatenkongresses so trefflich bewährt hatte. Albert war

mir nicht unbekannt. Er war früher Redakteur sozialdemokratischer Zeitungen gewesen, war später, um sich einiger Freiheitsstrafen, die er wegen Pressevergehen erhalten, zu entziehen, in die Schweiz gegangen und hatte von dort für deutsche Zeitungen gearbeitet. Zuweilen war er auch Mitarbeiter des von mir geleiteten Gewerkschaftsbiattes gewesen. Ich schätzte ihn als einen sehr geschickten Journalisten, wußte aber auch, daß er als solcher leicht über die Stränge schlug und sich durch den Sensationsdrang, der so vielen Journalisten innewohnt, zu Maßlosigkeiten und Uebertreibungen verleiten ließ. In Mitau hatte er in der Redaktion der von der VIII. Armee herausgegebenen Soldatenzeitung gearbeitet. Der eigentliche Leiter dieser Zeitung war Erich Jandke, der Inhaber des bekannten Berliner Verlages, gewesen, der aber die Hauptarbeit dem ihm unterstellten Albert überlassen hatte. Albert hatte die Arbeit getan und Jandke hatte die Auszeichnungen in Empfang genommen — die alte Geschichte. Albert hatte sich darum benachteiligt und unterdrückt gefühlt, und als die Zeit der Soldatenräte anbrach, hatte er sich mit kräftigem Schwunge an die Spitze des Mitauer Rates gesetzt, worauf er die Zeitung sogleich zum Organ des Soldatenrates machte und sowohl als deren Leiter wie als Präsident des Soldatenrates eine schlechtthin diktatorische Machtstellung in Mitau gewann.

Er gehörte zu jenen Führern der Soldatenräte, denen diese Macht zu Kopfe stieg. Er ließ sich, und keineswegs im Scherz, Präsident nennen. Sein Quartier im Schlosse hatte eine Wache. Er trug ständig eine große rote oder dreifarbigte Brustschleife. In der Zeitung und in öffentlichen Versammlungen schlug er bald einen Ton an, der der Lage nicht entsprach. Er betrieb eine revolutionär: Versöhnungspolitik auf eigene Faust und machte sich zu diesem Zweck alle Vorwürfe und Schmähungen zu eigen, die man von lettischer Seite gegen die Deutschbalten richtete. Das gefiel mir nicht. Ich hatte im Anfang den Gedanken erwogen, Albert in meine Behörde zu rufen, sobald der Abtransport soweit gefördert sei, daß Albert von Mitau fortgehen könne. Denn dort hatte er zuerst zweifellos nützlich gewirkt und die schwierige Soldatenmasse in guten Bahnen gehalten. Aber je länger seine Macht dort währte, um so mehr verfiel er den Lockungen des Demagogenerfolges. Das wurde um so unheimlicher, als wir in Mitau neben den rätischen Soldaten, die dort ein von Albert nicht gestörtes Luderleben führten, noch eine ordentliche Kampftruppe hatten, die zwar klein war, aber in dem schweren Abwehrkampf gegen die Boshewiken, die bei Dünaburg die Düna überschritten hatten und über Bauske nach Mitau vordrängten, wacker ihre Pflicht tat. Auch diese Kampftruppe sollte sich dem Regiment Alberts unterstellen, was naturgemäß zu Mißbilligungen führte.

Am Silvester-Vormittag telephonierte mir Albert, daß der Befehlshaber der Kampftruppe, Oberst von Knobelsdorf, einen unerhörten Gewaltakt begangen habe, der unentrinnbar zum allerschärfsten Konflikt führen müsse, wenn ich nicht sofort käme und Ordnung stiftete. Da blieb mir nun weiter nichts übrig, als trotz aller Bedenken nach Mitau zu fahren.

Oberst von Knobelsdorf hatte in der Tat eine politisch fehlerhafte Maßnahme getroffen. Es war ihm gemeldet worden, daß am 29. oder 30. Dezember eine geheime Versammlung der Mitauer Boshewiken stattfände. In der berechtigten Sorge, es könne hier eine seiner kleinen Truppe verhängnisvolle

Erhebung der Bolschewiken angezettelt werden, ordnete er die Verhaftung der Versammelten an. Nun fand aber am gleichen Abend eine Versammlung der menschewischen Partei statt, diese jedoch nicht heimlich, sondern in voller Oeffentlichkeit. Ein Irrtum oder ein Fehler in der Nachrichtenübermittlung fügte es, daß nicht die Versammlung der Bolschewiken, sondern die der Menschewiken überholt wurde. Man verhaftete die Führer, darunter auch den alten kurländischen Sozialistenführer Wesmann, einen Mann von keineswegs gewalttätigen Absichten. Als ich diesen Tatbestand in Mitau festgestellt hatte, sagte ich dem Obersten, daß diese Leute sofort zu entlassen seien. Er weigerte sich keinen Augenblick. Es war 5 Uhr nachmittags. Um 7 Uhr waren alle Verhafteten frei. Der Oberst erklärte, daß er sich dieses Irrtums nicht bewußt gewesen sei; er habe bisher nichts mit der Politik zu tun gehabt und habe den Unterschied zwischen Bolschewiken und Menschewiken nicht gekannt — Bolschewiki, Menschewiki, alles sei Widi. Ich sagte Albert davon Bescheid und behielt mir vor, den alten Wesmann noch persönlich aufzusuchen und den Irrtum zu entschuldigen. Damit glaubte ich den Fall erledigt und nahm gern eine Einladung an, den Silvesterabend in einer mir gut bekannten Baftensfamilie zu verüngen.

Dort saßen wir nach dem Abendessen in ruhiger Unterhaltung beieinander. Ich hatte an diesem Tage gerade die Korrekturabzüge des ersten Kapitels meines „Frührot“ erhalten und las etwas daraus vor. Während dieser Zeit kam auch Oberst von Knobelsdorf, der sich gern noch mit mir aussprechen wollte. Er beteuerte noch einmal, daß er durchaus nicht die Absicht gehabt habe, meine Politik zu konterkarrieren, sondern nur einem Irrtum zum Opfer gefallen sei. Für mich war die Angelegenheit mit der Entlassung der Leute erledigt.

Da wurde plötzlich die Klingel stürmisch geläutet. Ein Sohn der Familie ging hinaus und kam alsbald mit der Mitteilung zurück, daß draußen eine Abteilung rätischer Soldaten stehe, die den Obersten verhaften wolle. Ich schickte Burchard hinaus, damit er die Soldaten aufkläre. Aber auch er kam konsterniert zurück und sagte, die Soldaten seien ganz störrisch und ließen sich nicht abweisen. Der Oberst stand auf und lehnte alle weiteren Bemühungen ab — er wolle sich fügen und die Angelegenheit leidenschaftsloser Prüfung überlassen. Nun ging ich zu den Soldaten und sprach mit ihnen. Sie zeigten mir einen schriftlichen Haftbefehl ihres Präsidenten. Es war eine Abhandlung von der Länge eines mittleren Zeitungsartikels und wie ein solcher gehalten. Ich entsinne mich des Inhalts nicht mehr genau, doch war darin sicherlich von der verletzten Autorität des Soldatenrates die Rede. Ein Blick auf die sieben verwahrlosten Burschen, die Albert mit der Verhaftung beauftragt hatte, überzeugte mich, daß hier alle Mühe vergeblich war. Es waren etwa 19 jährige Lummel in halb offenen Waffenröcken. Sie hatten jeder einen Karabiner mit aufgestecktem Seitengewehr in den schmutzigen Fäusten. Gleichwohl sagte ich den Leuten, daß sie sich eines schweren Vergehens schuldig machen würden. Natürlich half das nichts und der Oberst ging mit den Burschen fort — ins Schloß zunächst, wo Robert Albert residierte. Die Kunde von der Verhaftung des Obersten verbreitete sich bald unter den Soldaten der Kampftruppe. Es gab eine wilde Aufregung. Albert hielt es für geraten, seinen Gefangenen

nach kurzer Zeit wieder zu entlassen, und da er nun nicht ohne Grund um seine persönliche Sicherheit besorgt war, ließ er sich von dem gefangenen Obersten das Ehrenwort geben, daß ihm nichts geschehen solle. Albert wurde trotzdem noch bedrängt. Zwischen den Rätessoldaten und den Soldaten der Eisernen Division kam es im Laufe der Nacht zu Schießereien, doch wurde dabei keiner verletzt.

Albert hat später in einer pseudonym erschienenen Schrift versucht, sein Verhalten zu rechtfertigen. Er schildert den Oberst von Knobelsdorf als einen blutigen Reaktionär und stupiden Draufgänger, und begründet das damit, daß der Oberst den von Riga fortgelaufenen russischen Freiwilligen eine Maschinengewehrkompanie entgegengesandt habe. Diese Maßnahme war bei den dort und damals herrschenden Verhältnissen durchaus geboten, zumal wenn man sich der Meuterei der lettischen Freiwilligen erinnerte. Ob der Oberst ein „Reaktionär“ war oder nicht, kann ich nicht sagen, aber ich kann mir denken, daß er das Luderleben der Rätessoldaten in der Republik Mitau ebenso verabscheut hat, wie ich es tat. Hier war nichts von der Erhabenheit zu spüren, die der Mündigwerdung eines Volkes innewohnen muß. Hier herrschten im Gegenteil die niedrigsten Triebe und Leidenschaften.

Das Urteil über jenen Vorgang kann nicht schwanken, wenn man sich die Lage vergegenwärtigt. Die Rätessoldaten hatten in Mitau längst nichts mehr zu tun. Sie hätten längst bis auf den letzten Mann heimbefördert werden können. Die große Mehrzahl war auch bereits in der Heimat. Was sich noch in Mitau aufhielt, tat es des Mühigganges und des Wohllebens wegen. Die Rätessoldaten bemaßen sich eine weder knappe noch large Kost zu und erhielten ihre Löhnung. Nicht wenige von ihnen suchten und fanden auch auf strafwürdigen Wegen das Ihre. Von diesen unterschieden sich die Freiwilligen der Eisernen Division. Es waren nur zwei schwache Kompagnien. Die lösten sich einander im Kampfe gegen die vordrängenden Bolschewicken ab, hatten schwere Strapazen und sahen nur selten ein warmes Lager. Und jene Hungerer und Tagediebe beanspruchten die Befehlsgewalt über diese Kampftruppe. Zur Unterstützung dieses Anspruches ließ Albert den Obersten von Knobelsdorf am Silvesterabend vor meinen Augen, und nachdem der einzige wirkliche Streitpunkt in bündigster Weise erledigt war, verhaften. Dieser nackte Tatbestand sagt alles.

Als ich meine Behörde nach Mitau verlegen mußte, war es mir darum zu tun, reine Bahn zu schaffen. Ich konnte selbstverständlich nicht unter der Befehlsgewalt der Hungerer meinen Geschäften nachgehen. Am ersten Tage meiner Anwesenheit ließ ich darum Robert Albert zu mir bitten. Er sollte allein kommen, erschien aber in Begleitung mehrerer Soldaten. Da ich nicht mit diesen Leuten, sondern mit Albert allein sprechen wollte, hatte ich erst einige Paß, eh ich die anderen hinauskomplimentiert hatte. Als ich mit Albert allein war, bedurfte es weniger Worte, um ihn dahin zu bringen, daß er den Soldatenrat auflöste und mit seinen Mitgliedern nach dem Reiche abreiste.

Nun erst konnte ich mit der politischen Arbeit beginnen, die gerade jetzt verlockende Möglichkeiten sehen ließ.

Die neue Lage.

Noch am 3. Januar trat ich in unsern neuen Diensträumen mit der militärischen Leitung und den leitenden Ministern der lettischen Regierung zu einer Besprechung der neuen Lage zusammen. Wir wollten erörtern, was nun zu tun sei. Wir waren ohne Plan von Riga fortgegangen. Die Möglichkeiten einer Rückeroberung Rigas, die ich vor den Augen Ullmanns hatte aufsteigen lassen, waren von festen Plänen noch weit entfernt gewesen. Ich hatte damit Ullmann nur andeuten wollen, daß es bei einem Zusammengehen der Letten mit uns eine Möglichkeit gäbe, aus der gegenwärtigen verzweifelten Lage wieder herauszukommen und den zusammenbrechenden lettischen Staat wieder aufzurichten. Ich glaubte zu erkennen, daß die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Fortsetzung meiner Annäherungspolitik niemals so gut gegeben waren, wie gerade in diesen Tagen der gefährlichsten Krisis des jungen Staates.

Die Engländer hatten sich schon am Neujahrstage ohne Gruß von Riga und der Latwija verabschiedet. Man trug mir zu, das Ministerium habe angefragt, ob es auf den englischen Schiffen Platz finden würde, habe jedoch eine abschlägige Antwort erhalten. Ich habe nicht feststellen können, ob dies auf Wahrheit beruhe. Ich habe bei der lettischen Regierung nie eine andere Absicht wahrgenommen, als solange wie möglich im Lande zu bleiben. Ich hatte des öftern mit ihr über den passendsten Ort gesprochen und wir hatten übereinstimmend Mitau gewählt. Es kann jedoch sein, daß die lettische Regierung die englischen Schiffe als einen Zufluchtsort in dringendster Not, wenn ein anderes Fortkommen nicht mehr möglich war, in Aussicht genommen hatte. Dafür spricht schließlich auch der Umstand, daß der Baron v. Rosenberg das englische Schiff als einen solchen Zufluchtsort aufgesucht hat, allerdings sehr früh, als von einer dringenden Gefahr wahrlich noch nicht geredet werden konnte. Immerhin hatte das eilige und stille Verschwinden der Engländer die Begeisterung der Letten für sie merkbar abgekühlt. Damit war nicht gesagt, daß die Letten nun uns plötzlich liebten, aber sie sahen: die Engländer waren fort und konnten ihnen in der großen Bedrängnis nicht helfen, und es war nicht einmal sicher, ob sie es getan hätten, wenn sie dazu in der Lage gewesen wären; wir aber waren bei ihnen, halfen ihnen, so gut wir konnten und erklärten uns bereit, ihnen weiter und mehr zu helfen. Um diese Hilfe wollte ich mich bemühen und ich hoffte, dafür so viel und so gute Bürgschaften einzutauschen, daß die Stellung der Deutschen auch ferner in diesen Ländern gesichert

war und feste wirtschaftliche Bindungen zwischen dem Reiche und der Latwija geschaffen werden konnten.

In unserer Besprechung handelte es sich zunächst darum, Klarheit über die militärische Lage zu schaffen. Hierbei kamen recht verschiedenartige Urteile heraus. Man hatte die Nachricht erhalten, daß Riga in den Morgenstunden die erste bolschewickische Besatzung erhalten hatte. Zunächst war nur eine Kavallerieabteilung von 160 Mann in die Stadt gekommen. Hätte wir jetzt auch nur wenige tausend Mann gehabt, so hätte man in der Tat wieder nach Riga zurückgehen können. Aber die Freiwilligen, auf die wir hofften, waren noch weit entfernt und es sollte noch mancher Tag vergehen, ehe sie ankamen. Ich hatte angenommen, daß wir in Mitau würden bleiben können. Die Diebstellung war noch verteidigungsfähig. Aber auch dieser Gedanke ließ sich nicht durchführen. Unsere Kräfte waren gar zu schwach. Die westlich der Düna vorgehenden Teile der Roten Armee verstärkten sich, sie mußten bei weiterm Vordringen die Diebstellung unhaltbar machen. Sie aufzuhalten, dazu reichten unsere Kräfte nicht aus. Es konnte sich, so schmerzlich diese Einsicht auch war, doch nur darum handeln, die vorgehende Rote Armee aufzuhalten, um Zeitgewinn zu erkämpfen. Damit konnte man vier oder acht, vielleicht auch zehn Tage erstreiten. Der Kommandeur der Eisernen Division hielt auch dies für aussichtslos. Er mußte wohl in den letzten Tagen recht niederdrückende Erfahrungen gemacht haben, denn bis dahin hatte er immer einer günstigen Beurteilung der Lage zugeneigt. Jetzt malte er grau in grau und erklärte den lettischen Ministern, daß Deutschland nichts mehr für ihr Land tun könne. Er nahm noch am gleichen oder am nächsten Tage seinen Abschied und reiste ab.

Wir entschieden uns dahin, daß mit den vorhandenen Kräften solange Widerstand geleistet werden sollte, wie dies möglich sei. Dann, wenn wir dem Drucke weichen mußten, sollten die Truppen auf die Windaulmie zurückgehen und wir würden unsere Zelte in Libau aufschlagen. Ich aber wollte noch einmal nach Berlin fahren und die Ankunft der Freiwilligen beschleunigen.

Das Beben in Mitau war abscheulich. Es war Tauwetter geworden und die Straßen waren über alle Maßen schmutzig. Die Flüchtlinge überließen mich und ließen mir keinen ruhigen Augenblick. Die Verpflegung war schlecht. Burchard hatte mir früher immer „das gemütliche Mitau“ gelobt. Von dieser Gemütlichkeit hatte ich am Silvesterabend und in der Nacht einen etwas eigenartigen Begriff bekommen. Die Behörde war nicht in Ordnung. Die Angestellten konnten nicht alle untergebracht werden und lungerten umher. Meine Ordonnanz, die ich mit meinem Gepäck vorausgeschickt hatte, kam und kam nicht, und als sie endlich kam, da hatte sich dieser Unglücksrabe alles, aber auch alles fortnehmen lassen. Ich hatte an Kleidung und Wäsche nur, was ich am Abend bei der Abfahrt von Riga getragen hatte. Aber trotz dieser kleinen persönlichen Anzuträglichkeiten nahmen die politischen Geschäfte einen verheißungsvollen Fortgang, der über jene Dinge hinweghalf und sie vergessen ließ.

Am 4. Januar ließ ich Ullmann zu einer Aussprache zu mir bitten. Schon bei der Besprechung am vorigen Tage war von militärischer Seite die Frage der Siedlung angesprochen worden. Ich hatte aber abgelenkt, da ich diese heikle Angelegenheit nicht in einem so großen Gremium erörtern lassen wollte. Ich brachte das Gespräch mit Ullmann auf die Finanzen des lett-

ländischen Staates. Die waren nun allerdings nur wachsende negative Größen. Die Kosten des jetzigen militärischen Schutzes allein erforderten täglich große Summen, die ungeheuer wachsen mußten, wenn wirklich die ersehnte und versprochene Hilfe kam. Ob sie dem lettländischen Staate ganz aufgelegt werden sollten, darüber war Vereinbarung zu treffen, zu der ich der Instruktion und Vollmacht der Reichsregierung bedurfte. Auch wenn wir die Kosten für die deutschen Streitkräfte zunächst trugen, so blieben doch die Kosten für die Landeswehr, die eine rein lettländische Einrichtung und Angelegenheit war. Dazu kamen die Kosten der Verwaltung. Der junge Staat hatte sich sogleich mit einem ziemlich großen Beamtenstab belastet, für den zwar bei der Preisgabe erheblicher Teile des Staatsgebiets nicht viel Arbeit vorhanden war, der doch aber besoldet werden mußte. Eigene Einnahmen aber hatte die Regierung kaum; sie hatte ein paar Steuern ausgeschrieben, die ihr vielleicht etliche Mittel verschaffen können, wenn ihr nicht Riga verloren gegangen wäre. Der Torso von Staat, über den sie jetzt noch verfügte und der voraussichtlich bald nur noch aus einem kleinen Küstenstück bestehen würde, war als Steuerquelle gar nicht ernstlich in Betracht zu ziehen. Das alles war Ullmann wahrscheinlich besser bekannt als mir, so daß ich ihm nichts Neues damit sagte. Ich fragte ihn, wie er sich zu einer Geldhilfe des Reiches stelle. Er meinte, das käme auf die Bedingungen an. Darüber konnte ich nun zwar nicht viel sagen, ich wußte nicht einmal, ob das Reich eine Anleihe Lettlands überhaupt in Betracht ziehen würde. Ich wußte nur, daß die Regierung noch vor kurzem der litauischen Regierung eine Anleihe von 170 Millionen gewährt hatte und schloß daraus, daß sie auch einer lettischen Anleihe nicht von vornherein ablehnend gegenüberstehen würde. Allerdings konnte das Reich nicht selbst der Geldgeber sein, da nach dem Wortlaut des Waffenstillstandsvertrages alle Verträge des Reichs mit andern Staaten aufgehoben waren und neue nicht abgeschlossen werden konnten. Aber das hieß keine Schwierigkeiten gemacht, wir hatten ja die Darlehnskasse Ost. Ich ging trotzdem auf die Frage Ullmanns ein und verwies auf die Waldnutzung als auf eine Sicherheit, die man zu einem Teile in Aussicht nehmen könne. Ullmann meinte, darüber ließe sich reden. Ueber die Höhe einer etwaigen Anleihe meinte er, daß sie wohl nicht niedriger sein könne, als die an Litauen gegebene. Auch das ließen wir offen und verließen den Gegenstand mit der Feststellung, daß wir beiderseits bereit seien, über eine Anleihe zu verhandeln.

Ein zweiter Gegenstand unserer Besprechung war die Ansiedlung deutscher Soldaten, die für Lettlands Befreiung kämpften. Ich sagte Ullmann, daß es für den Erfolg der Werbungen sehr wichtig sei, wenn man den Freiwilligen Siedlungsland in Aussicht stellen könne; der Vertrag vom 29. Dezember sei in der Voraussetzung abgeschlossen, daß damit den für Lettland kämpfenden deutschen Soldaten der Erwerb von Land ermöglicht werde, denn der Besitz des Staatsbürgerrechts an sich könne die Soldaten allein nicht locken. Ullmann machte den Einwand, daß dies eine heikle Frage sei, weil das verfügbare Land zunächst dazu dienen müsse, den Landhunger der lettischen Landlosen zu befriedigen. Ich gab das zu und schlug vor, eine Sicherstellung der lettischen Siedlungslustigen dadurch zu treffen, daß man für sie das staatseigene Land (etwa 270 000 Hektar) freihalte, die Soldatensiedler aber aus der vom Großgrundbesitz abzugebenden Landfläche befriedige. Ullmann konnte sich zu keiner

Außerung darüber entschließen und wir beendeten die Besprechung damit, daß wir verabredeten, Ullmann solle im Kabinett die Frage vortragen, während ich mich bemühen würde, meine Vorschläge schriftlich niederzulegen und sie zu einer für die nächsten Tage in Aussicht genommenen Besprechung bereitzuhalten.

Das war nun freilich leichter gesagt als getan. Ullmann war wahrhaftig kein Freund einer deutschen Ansiedlung. Aber er hing an dieser Latwija, und diese Latwija hing an den deutschen Bajonetten, und die deutschen Bajonette wollten sich hier eine Siedlung erkämpfen, wenn sie die Latwija retteten. Darum mußte er das Kabinett dafür gewinnen, über die Ansiedlung zu verhandeln. An einem der nächsten Tage verhandelten wir. Ich hatte in meinem Vorschlage 5000 Siedler zugrunde gelegt und für jeden 180 bis 240 Morgen Land gefordert. Das ergab etwa die gleiche Fläche, die als Staatsland den lettischen Siedlern vorbehalten werden sollte. Die Form der Uebereignung hatte ich für die Verhandlung offen gelassen: ob unentgeltlich als Feldzugsprämie oder gegen billigen Preis, ob eigentümlich, ob Erbpacht. Ullmann erhob verschiedene Einwände gegen meinen Vorschlag. Die angelegte Fläche sei zu klein, damit könne in Kurland kein Siedler bestehen. Die von mir angenommene Zahl der Soldatensiedler sei willkürlich gewählt; was solle mit den übrigen geschehen, wenn mehr als 10 000, wenn 20 000 oder 30 000 Soldaten nötig seien und nach dem Kampfe Land forderten? Das alles waren Fragen, über die man tagelang reden konnte und über die wir in der That sehr lange sprachen. Ich mußte Ullmanns Einwände zunächst gelten lassen und mich mit der Feststellung begnügen, daß die lettische Regierung grundsätzlich bereit sei, den deutschen Lettlandkämpfern Siedlungsmöglichkeit zu schaffen, daß jedoch über Art und Umfang später verhandelt werden solle, wenn sich die Verhältnisse besser übersehen ließen, wenn insbesondere ein Anhalt für die Zahl der Soldatensiedler gegeben sei.

XVI.

Reisebilder.

Während der Mitauer Tage wurden die ersten Freiwilligen aus dem Reiche angelündigt. Zwei Batterien, eine Maschinengewehrkompanie und ein Stoßtrupp von 70 Mann sollten nach Kurland unterwegs sein. Wir warteten. Die Leute konnten höchstens drei Tage für die Reise nötig haben, jetzt waren fünf verstrichen, in ungeduldigem Warten, und sie waren noch immer nicht da. Sie kamen überhaupt nicht — sie waren in Ostpreußen von den Soldatenräten festgehalten und wohl wieder nach Hause geschickt worden. Einmal kamen vier oder fünf verteuflte Jungens an. Man hatte auch sie festgehalten und nach Hause schicken wollen, aber sie waren entschlüpft und berichteten uns, daß die Soldatenräte in Ostpreußen keine Transporte nach dem Baltenslande durchlassen wollten.

Als ich wenige Tage darauf nach Berlin fuhr, mußte ich in Königsberg Aufenthalt nehmen, weil ich keinen Anschluß hatte. Ich benutzte die Stunden, um den Soldatenrat aufzusuchen. Der hatte, wie das bei Soldatenräten gewöhnlich der Fall ist, gerade Versammlung und tagte im Artushof. Ich ging dorthin. Man konnte sich in dem Lokal nicht irren, denn es standen 13 Kraftwagen vor der Tür. Ich hatte vergeblich, unter Geltendmachung meiner amtlichen Eigenschaft, um einen Wagen zu ein paar Fahrten in der mir bis dahin ziemlich unbekanntem Stadt gebeten. Drinnen waren etwa 120 Leute versammelt. Man ließ mich eintreten. Es wurde über die Grußpflicht gesprochen. Ich begab mich an den Vorstandstisch, sagte, wer ich sei und bat um das Wort. Der Vorsitzende, ein jovialer, rundlicher Bürger in Uniform, erklärte, daß man diesen wichtigen Gegenstand erst zu Ende verhandeln müsse, danach könnte ich vielleicht das Wort erhalten. Ich saßte mich in Geduld und wartete. Sehr lang war meine freie Zeit nicht, denn ich hatte mich noch auf dem Generalkommando und dem Oberpräsidium angesagt und mußte um 7 Uhr abends fahren. Das Thema Grußpflicht war indessen ganz besonders ergiebig und bot den Rednern Gelegenheit, alle Tiefen und Weiten des Soldaten- und Menschenlebens abzuhandeln. Als nach einer guten Stunde immer noch kein Ende abzusehen war, begab ich mich wieder zum Vorsitzenden, der sich indessen jetzt nicht mehr stören lassen wollte. Da nahm ich mir das Wort und der Vorsitzende ließ mich nach einigen Versuchen, mich zur Ruhe zu klingeln, reden. Ich erzählte den Soldaten von den Zuständen im Baltenslande, von dem Herandrängen der Bolschewiken,

von der Bildung der Eisernen Division durch die Soldatenräte, von unserer Schwäche und unserer Not; ich sagte, daß wir auf Verstärkungen warteten, daß diese aber ausblieben, weil sie hier in Ostpreußen aufgehalten würden, und daß die Bolschewicken sicher in wenigen Wochen an der deutschen Grenze stünden, wenn wir sie dort oben nicht aufhielten. Ich fragte die Soldatenräte, warum sie uns den Nachschub sperrten, ob sie es für gut hielten, wenn die Bolschewicken nach Deutschland kämen; ob sie das etwa für sozialistisch hielten, Deutschland zu einem Tummelplatz der Bolschewicken zu machen? Ein für mich sehr erbauliches Beifallsgetöse gab die Antwort darauf, und als ich zum Schluß die Erwartung aussprach, daß sie uns künftig in unserm Kampfe nicht hindern, sondern unterstützen würden, da erhielt ich die Gewißheit, daß die Absperrung unseres Nachschubes jedenfalls nicht im Sinne dieser maßgebenden Versammlung des Soldatenrates lag. Nach mir ergriff sturmbegeistert der Arzt Gottschalk das Wort. Er flog förmlich zur Rednerbühne hinauf, wo er alsdann alle Register zog. Dann stand er da, mit dem straff ausgestreckten Arm auf mich zeigend, als ob er mich schnurstracks an den Schandpfahl der Weltgeschichte nageln wolle. Nach einigen Minuten, wenn er von der Harmlosigkeit der Bolschewicken sprach, lächelte sein Angesicht gar lieblich, so lieblich, wie das einer 45jährigen Jungfrau, wenn man ihr vorlügt, sie sähe höchstens nach 28 aus. Doch wurde Herr Gottschalk bald darauf wieder bitterernst und erging sich in düster grollenden Worten, — wie ein expressionistischer Dichter. Zuletzt, wenigstens als ich mich von der Versammlung verabschiedete, weil meine Zeit abgelaufen war, stand er zu hellem Zorn entflammt, glutübergossen und schüttelte die Ärmel, daß die Manschetten klapperten. — Ich hatte mir die Soldaten während dieser Rede angesehen und ging beruhigt von dannen. Sonst sah ich in Königsberg nur zuckende Achseln.

Die Fahrt von Königsberg nach Berlin wurde durch eine mir sehr angenehme Gesellschaft verkürzt. Der Volksbeauftragte Haase stieg in mein Abteil ein. Wir kannten uns selbstverständlich seit manchem Jahre. Haase war ein untadeliger Mensch. Auf der Reichskonferenz der Sozialdemokratie im September 1916, auf die gleich die Abspaltung des linken Flügels unter Haase folgte, waren wir hart aneinandergeraten. Aber das hatte mich nicht bestimmen können, mit dem Politiker Haase auch den Menschen zu verwerfen. Wer Haase nur aus der Politik und gar nur aus der Volksversammlung kannte, der kannte ihn eben nur von einer und leider von der weniger sympathischen Seite. Im kleinern Kreise war Haase nicht nur konzilient, sondern geradezu von einer Weichheit und einem Eingehen auf die Meinung des andern, daß es diesem andern manchmal peinlich wurde, seine Meinung starr zu vertreten, weil auf der andern Seite jede Festigkeit fehlte und nur Nachgiebigkeit war. So erzählte er mir auch jetzt, daß er das Neuzerste getan habe, um die Gegensätze in Berlin zu überbrücken und das Blutvergießen zu verhindern. Nun tobe der Krieg wieder in Berlin und er habe sich eilig aufgemacht, um zu befähigen.

Meine Ankunft in Berlin stand unter einem ungünstigen Stern. Ich geriet mitten in die Januarämpfe hinein. Schon das Aussteigen und das Verlassen des Bahnhofs hatte seine Schwierigkeiten gehabt, da überall geplänkelt wurde. Auf dem Wege zum Hotel begegnete ich Kolonnen bewaffneter Bürger. Es waren die Truppen der Mehrheitssozialisten, die aufgeboten waren, um

die Regierung zu schützen. Um mich über den Stand der Dinge in Berlin zu unterrichten, rief ich vom Hotel die Berliner Verwaltungsstelle meiner Gewerkschaft an. „Um Himmelswillen! Du bist in Berlin? Weißt du nicht, daß Rosa das Standrecht für dich gefordert hat?“ — Ich wußte das nicht und fragte nach dem Grunde. — „Weil du eine weiße Garde errichtest! Halte dich verborgen und laß dich jetzt nicht auf der Straße sehen!“

Diesen Rat konnte ich jedoch nicht befolgen. Ich hielt die Gefahr aber auch nicht für so groß. Daß Rosa Luxemburg eine solche Aeußerung getan hatte, hielt ich für wahrscheinlich. Sie hatte mich früher öfter eingeladen, sie zu besuchen und einige Male war ich dieser Einladung gefolgt. Sie wohnte vor dem Kriege in Südende bei Berlin. Da hatten wir jedesmal einige Stunden beim Tee gegessen und sehr kluge Gespräche geführt. Rosa Luxemburg glaubte schon damals an eine nahe Revolution. Ich dachte anders und wollte ihr beweisen, daß eine Klasse, die auf gesetzmäßigem Wege wirtschaftlich und politisch emporsteige, niemals zu dem Mittel der gewaltsamen Revolution greife. Rosa Luxemburg war einer der klügsten Menschen, die ich kennen lernte. Sie leugnete darum die Tatsache des Aufstiegs der deutschen Arbeiterklasse nicht, wie es z. B. Karl Liebknecht tat, der ein großer Fanatiker und Phantast, aber ein schwacher Intellekt war. Rosa Luxemburg erkannte auch die evolutionisierende Wirkung unserer damaligen gewerkschaftlichen und parlamentarischen Arbeit, die bei weiterer Fortdauer eine Revolution immer unwahrscheinlicher und unmöglicher machen mußte. Darum bekämpfte sie diese Arbeit und wollte sowohl die Partei wie die Gewerkschaften auf einen revolutionären Weg drängen. Sie wußte, daß ich dabei ihr Gegner war, aber sie hatte damals noch die Absicht, gerade mich, den jüngsten der bekannteren Gewerkschafter, als Bundesgenossen zu gewinnen. Das konnte ihr nun freilich nicht gelingen. Als ich bei einer solchen Unterhaltung im halben Unernst sagte, sie werde mich bei ihrer Revolution als Gegner sehen und vielleicht werde sie mich dann, ungeachtet unserer jetzigen guten Teestunden, füßeln lassen, erwiderte sie mit ihrer verbindlichen Lebhaftigkeit: „Aber natürlich, Genosse Winnig! Nur würde ich auch dann noch gern bei einer Tasse Tee mit Ihnen plaudern!“ — Wir hatten noch viel darüber geschertzt und die Szene besprochen, wie sie mich nach beendetem Plauderstündchen mit freundlichem Augenaufschlag und warmem Händedruck zur Exekution entließ. Das war damals heiterer Scherz gewesen, aber ein kleiner Schatten Ernst hatte doch schon über diese Schwägereien hinweggespielt.

In das Regierungsviertel konnte ich nicht kommen. Dort schlug der Aufruhr in hohen Bogen. Einmal hatte ich es versucht, da hatte ich die Gegend von demonstrierenden Massen überschwennt gefunden. Die Demonstrationen lösten sich einander ab. Vormittags füllten die Spartakisten die Straßen, die Führer riefen: Ebert, Scheidemann! und die Masse antwortete: Nieder! Nieder! Nieder! Wieder die Führer: Rosa Luxemburg! und die Masse: Hoch! Hoch! Hoch! — Ein paar Stunden später hatten die Mehrheitssozialisten ihren Heerbann aufgeboden, der sich gleich einem schützenden Gürtel um die Regierungsgebäude schlang. So wogte der Kampf hin und her. Bei diesen Demonstrationen war nichts bösesartiges und war keine Gefahr. Man konnte sich ruhig in einen Spartakistenzug mischen und dislutieren, man bekam eifervolle Zurechtweisungen zu hören, aber kaum ein Schimpfswort.

Militärischer Schutz war fast gar nicht da. Im Reichstagsgebäude waren einige Hundert freiwillige Verteidiger der Regierung. Hier wurde besonders viel geschossen. Doch waren es in diesen Tagen weniger die Waffen, die die Regierung schützten, als vielmehr das Aufgebot der regierungstreuen Sozialdemokraten zu den Massendemonstrationen. Bei einem Versuch, von der Tiergartenstraße in das Auswärtige Amt zu kommen, traf ich Dr. David, der damals Staatssekretär im Auswärtigen Amt war. Ihm trug ich meine Anliegen vor: das Schutzverlangen Lettlands, die Siedlungsmöglichkeiten, die Anleihefrage. Wir gingen dabei im Tiergarten spazieren. Es war dort sehr wenig friedlich. Vom Reichstagsgebäude knatterten die Maschinengewehre, uns bedrohlich nahe. Nirgend war außer uns ein Mensch zu sehen. Es war uns wahrscheinlich beiden nicht wohl bei dieser Unterhaltung, doch mochte keiner der erste sein, der die Gefahr erwähnte. Darum setzten wir unsern Spaziergang fort. Als aber ein Geschöß klatschend in einen wenige Schritte von uns entfernten Baum einschlug, lenkten wir stillschweigend nach der Stadt hin und waren froh, als wir die Viktoriastraße erreicht hatten. Wir suchten zusammen den Außenminister v. Brockdorff-Rantzau auf, der in der Nähe wohnte, ich trug meine Anliegen auch diesem vor und er gab mir zu verstehen, daß die Verhandlungen über eine Anleihe fortgesetzt werden könnten, er werde die Sache im Rat der Volksbeauftragten vertreten und eine Entscheidung herbeiführen.

Inzwischen wurde es allmählich ruhiger in Berlin. In diesen Tagen war auch Noske von Kiel gekommen, den ich eines Tages im Friedrichschen Lokal traf. Die Unruhen in Berlin verzögerten die Verstärkung unserer Truppen, indem die für uns im Westen von Berlin in der Aufstellung begriffene Division nun zunächst für die Wiederherstellung der Sicherheit in der Reichshauptstadt verwendet werden mußte. Aber dagegen war nichts zu tun; Berlin war wichtiger als Riga. Bald konnte die Regierung auch wieder die Arbeit in vollem Umfange aufnehmen und ich hatte Gelegenheit, den Volksbeauftragten über die Lage zu berichten. In der Begründung meiner Anträge mußte ich das Schwergewicht auf die Gefahr legen, die das Vordringen der Bolschewiken für das Reich bedeutete. Die Reichsregierung konnte dem von mir befürworteten Unternehmen nur zustimmen, indem sie es als Schutzmaßnahme für unsere Ostgrenze auffaßte. Die Befreiung Lettlands und ihre politische Auswertung zu unsern Gunsten war hierbei ein Nebenziel, das sich aus einem so aufgefaßten und gehandhabten Schutze unserer Ostgrenzen von selbst ergab.

Verhandlungen mit der Darlehnskasse Ost klärten die Frage der lettischen Anleihe soweit, daß ich nun ernstlich mit dem lettischen Ministerium darüber verhandeln konnte. Die Werbungen gingen allmählich besser von statten, es war zu erwarten, daß nun bald die so nötigen Verstärkungen kommen würden. Hatte ich wegen der Unruhen auch fast zehn Tage an diese Reise wenden müssen, so waren wir doch ein gutes Stück weiter gekommen.

Kurz von meiner Abreise fand das Drama des Spartakistenputsches seinen sensationellen Abschluß — Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht fanden schnell hintereinander einen gewaltigen Tod.

Wie beide ums Leben gekommen sind, wird wohl noch lange als Geheimnis gehütet bleiben. Die dabei waren, schweigen aus wohlbegründeter Furcht vor der Rache der Kommunisten. Wenn sie nicht später als

alte Leute oder durch nachgelassene Bekenntnisse den Schleier lüften, wird man die Wahrheit über die Vorgänge beim Tode der beiden nie erfahren. Nun sich schon zwei Jahre die Pforten des Todes hinter ihnen geschlossen haben, wächst allmählich mit dem Rasen auf ihren Gräbern das Vergessen über die Stimmungen jener Tage, die den Höhepunkt der revolutionären Tätigkeit beider bedeuteten. Doch wäre es in diesen Januar Tagen des Jahres 1919 schwer gewesen, außerhalb des Kreises ihrer geschworenen Anhänger einen Menschen zu finden, der über ihr Treiben nicht der heftigsten Empörung voll gewesen wäre. In den Demonstrationen der regierungstreuen Sozialdemokraten, denen ich mich einigemal anschloß, hagelte es Verwünschungen gegen Luxemburg und Liebknecht und die fiebernde Erregung, die damals in Berlin herrschte, ließ bei der Nachricht von ihrem Tode kein Wort des Bedauerns aufkommen.

Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht werden noch lange den einen vom Ruhme des Märtyrertodes umflossene, verehrungswürdige Heroen sein, deren Tod ein Verbrechen an der Menschheit war, den anderen werden sie als Menschheitsfeinde gelten, die zu beseitigen Pflicht und Verdienst hieß. Eine geschichtliche Würdigung wird sich weder um dies, noch um jenes Urteil kümmern und wird in ihrem Ende den logischen Abschluß zweier Leben sehen, deren ungestümer Wirkungsdrang durch eine irrende Deutung der Zeit in eine Bahn gedrängt wurde, wo sie scheitern mußten. Die Art, wie sie scheiterten, ist nebensächlich; ihr Untergang so oder so war geschichtlicher Zwang. Liebknecht hat sich wohl nie Gedanken darüber gemacht, ob er die sozialen Triebkräfte der Zeit in solcher Stärke für sich hatte, daß sein Vorhaben gelingen konnte. Er war auch nicht in der Lage, sich darüber Rechenschaft zu geben. Das Wort von Marx: Die Revolutionen bedürfen eines passiven Elements, einer materiellen Unterlage — hat er kaum gekannt, oder wenn er es gekannt hat, so hat er es nicht verstanden. Sein Wesen war ein destruktiver Wirkungsdrang von dämonischer Heftigkeit, der keine Hemmungen duldet, wenn sich solche überhaupt jemals bei Liebknecht melden. Rosa Luxemburg war ein Wesen ganz anderer Art. Sie war und fühlte sich Liebknecht unendlich überlegen und lehnte früher jede Verantwortung für ihn spöttelnd ab. Sie vereinigte ein erstaunlich weites geschichtliches Wissen mit kristallklarer theoretischer Erkenntnis. Beides habe ich in der Unterhaltung mit ihr oft bewundert, wie es jeder bewunderte, der sie von dieser Seite kennen lernte. Daß Rosa Luxemburg trotzdem an den geschichtlichen Tatsachen scheiterte, kann ich mir nur so erklären, daß sie gerade durch ihre souveräne Beherrschung der Theorie verführt wurde, gewisse soziale Erscheinungen zu unterschätzen oder zu übersehen, die erst nach Vollendung der Grundlagen des Marxismus zutage traten und die dem marxistischen System einzuordnen niemals ganz und überzeugend gelungen ist. Zu diesen Erscheinungen rechne ich besonders den sozialen Aufstieg der Arbeiterklasse im kapitalistischen System, der den von Haus aus gegebenen revolutionären Impulsen der Arbeiterbewegung umso mehr Kraft nahm, je länger er währte und eine der Revolution abgewandte evolutionistische Denkart aufkommen ließ. Diese Tatsache war ihr zwar bekannt, aber sie hielt sie für korrigierbar durch revolutionäre Propaganda. Das hat sie redlich versucht. In vielen Versamm-

lungen ließ sie das glänzende Feuerwerk ihrer schwer zu erreichenden und nicht zu übertreffenden Beredsamkeit aufsteigen und jedesmal riß sie die Masse der Zuhörer zu rauschendem Beifall hin. Auf den Kongressen erlebte sie manche Niederlage, in Volksversammlungen keine. So mußte sich bei ihr die Auffassung bilden, daß es eigentlich nur diese verbürgerlichten Führer seien, denen der Gedanke der Revolution fremd geworden sei und die ihn auch bei der Masse töten würden, wenn man ihren Einfluß nicht bräche. Darum wurde sie die Todfeindin der Arbeiterbureaucratie; Parteisekretäre und Gewerkschaftsbeamte waren ihr aus tiefster Seele verhaßt. Die Gewerkschaften nannte sie einen „weichen Kehrichthaufen“, in dem sich das „sanftlebende Fleisch“ der Gewerkschaftsbeamten behaglich wälze. Gegen die Parteibureaucratie wandte sie sich mit der ganzen Verachtung des universalen Geistes für das Subalterne. „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!“ rief sie 1913 in Sena Scheidemann zu. — Man kann in ihrem Leben und Sterben den Kampf des geistgebornen Willens gegen die träge Erdschwere der sozialen Kausalität sehen. In den letzten Wochen ihres Lebens muß sie die Vergeblichkeit ihrer Bemühungen erkannt haben. Als die revolutionären Anstrengungen im November und Dezember 1918 gescheitert waren, da muß sie eingesehen haben, daß die Masse der deutschen Arbeiter ihr Heil nicht von der revolutionären Zertrümmerung des herrschenden Wirtschaftssystems, sondern von seinem möglichst schnellen Wiederaufbau erwartete. Nach diesen Erfahrungen resignierte sie. Die Januarkämpfe hat sie nicht gewollt, weil sie ihre Ausichtslosigkeit erkannte. Die waren das Werk Liebnechts und des eiteln Gecken Ledebour. Als sie aber Berlin erschütterten, da hielt sie es nicht in sicherer Geborgenheit aus, sondern ging in den Kampf, in dem sie, die glühende Rebellin, einen dunklen Tod fand. Doch es ist ein vergebliches Bemühen, dieser Frau, deren Tun ich im ganzen wie im einzelnen immer ablehnte, gerecht zu werden.

Auf der Rückreise nach dem Baltenslande nahm ich einen kurzen Aufenthalt in Königsberg, um zu erkunden, welchen Einfluß meine Ansprache im Soldatenrat auf die Behandlung der Transporte ausgeübt hatte. Ich fand alles viel ungünstiger, als ich erwartet. Der Soldatenrat hatte wenig Einfluß. Er war eigentlich nur ein Disputierklub. Die Macht lag bei dem Kommando der „Volks- und Marine-Division“, einer etwa 1000 Mann starken Matrosentruppe, die im Schloß und einigen anderen öffentlichen Gebäuden hauste und seinen Herrn über sich erkannte. Während ich mich im Gewerkschaftshaus danach erkundigte, kam zufällig eine Abordnung einer Vereinigung von Unteroffizieren dorthin, die mich, als sie hörte, wer ich war, bat, in Königsberg zu bleiben und die Matrosentruppe hinauszubringen. Da das nicht meines Amtes war, mußte ich sie unzufrieden fortgehen lassen. Bei einem Besuch des damaligen Oberpräsidenten hörte ich von diesem die gleiche Klage; er sagte mir, daß er die Staatsregierung um Hilfe gegen die Matrosen gebeten habe und daß mich diese wahrscheinlich beauftragen würde, in Königsberg und in der Provinz Ordnung zu schaffen. Ich betrachtete alle diese Dinge unter dem Gesichtswinkel meiner baltensländischen Geschäfte, und da diese einen sicheren Nachschubweg nötig machten, den Ostpreußen zurzeit nicht darstellte, so sagte ich zu, daß ich wohl auf zwei oder drei Wochen nach Königsberg kommen könnte, um diese Dinge zu ordnen. Dann fuhr ich nach Kurland.

XVII.

Letzte Tage in Kurland.

Inzwischen war die Stellung unserer Truppen vor Mitau unhaltbar geworden. Die Bolschewiken waren von Riga über die Düna gegangen und über Thorensberg nach Mitau vorgeedrungen. Unterhalb von Riga hatten sie sich in der Gegend von Lulkum festgesetzt; die gegen Bauske operierenden Teile der Roten Armee hatten gleichfalls die schwachen Kräfte der Eisernen Division zurückgedrängt. Infolgedessen hatte man die nun unhaltbar gewordenen Stellungen geräumt und hatte damit auch Mitau preisgeben müssen. Mit den militärischen Behörden war auch die Gesandtschaft nach Libau gegangen. Die Truppen hatten sich an der Windau festgesetzt, wo sie durch große Beweglichkeit ihrer Operationen zu ersetzen suchten, was ihnen an der zahlenmäßigen Stärke fehlte.

Auch die lettische Regierung war nach Mitau gegangen. Als ich dort ankam, fand ich eine etwas veränderte Lage vor. Das lettische Kabinett hatte sich während meiner Abwesenheit mehrfach mit den Fragen beschäftigt, die durch die Gewährung deutschen militärischen Schutzes aufgeworfen waren. Die Lage drückte auf das Kabinett. Die noch zur Verfügung stehenden Kampftruppen waren den Bolschewiken so an Zahl unterlegen, daß man täglich mit der Notwendigkeit rechnen mußte, auch Libau räumen zu müssen. Man hatte zu diesem Zwecke bereits die erforderlichen Vorbereitungen getroffen und einen großen Dampfer fahrtbereit gemacht. Ein Aufgeben Libaus aber hätte für die lettische Regierung den Verlust des letzten Restes ihres Staatsgebiets bedeutet. Das Kabinett hätte dann, wenn es nicht vorgezogen hätte, in ein anderes Land zu gehen, von Tilsit seine Geschäfte weiter betreiben müssen. Diese Lage war dem Kabinett selbstverständlich bekannt. Es wußte also, daß jetzt die Zukunft Lettlands davon abhing, möglichst schnell ausreichende militärische Hilfe zu schaffen. Diese Hilfe hatten wir ihm in Aussicht gestellt, und das Kabinett war gern bereit, sie anzunehmen, aber es scheute vor den Bedingungen zurück, die wir daran knüpften. Diese peinvolle Lage: auf der einen Seite die Gefahr der Roten Armee, auf der anderen wirtschaftliche und politische Verpflichtungen gegen Deutschland, war Gegenstand vieler und eindringlicher Beratungen des Kabinetts gewesen. Man suchte nach einem Ausweg. Ein solcher schien sich in der Möglichkeit zu bieten, schwedische Waffenhilfe zu erhalten.

Ein junger Schwedischer Oberst war in Vibau eingetroffen und sowohl mit dem Kabinett wie mit unseren deutschen Behörden in Verbindung getreten. Nach seinen Angaben waren in Schweden etwa 800 ausgerüstete Freiwillige abmarschfertig, und es sollte möglich sein, in kurzer Zeit gegen 5000 schwedische Freiwillige nach Kurland zu schaffen, wenn — die lettische Regierung einige Millionen Vorschuß geben würde. Das Kabinett hatte sich viele Mühe gegeben, die zunächst geforderte erste Million Mark aufzutreiben. Es war unmöglich gewesen. Dann hatte Herr Ullmann den Koffer gepackt und war auf die Reise gegangen. Als ich zurückkam, traf ich Herrn Ullmann nicht mehr an. Die übrigen lettischen Minister gaben über den Zweck seiner Reise unklare und widersprechende Auskunft. Nach ihrer Angabe sollte Ullmann beabsichtigen, in Stockholm und Kopenhagen, vielleicht auch in London, über die Anerkennung Lettlands zu verhandeln. Der Zweck der Ullmannschen Reise war mir jedoch keinen Augenblick zweifelhaft. Es konnte sich nur darum handeln, anderweitige Geld- und Waffenhilfe zu erhalten, um den an die deutsche Waffenhilfe geknüpften Bedingungen zu entgehen. Aber Tag um Tag verging, Herr Ullmann kam nicht zurück und die von ihm eingehenden Nachrichten mußten wenig ermutigend sein; denn die übrigen Minister sängen alsbald an, mich um einen größeren Vorschuß zu ersuchen. Als ich Herrn Walter darauf verwies, daß meinerseits einer Wiederaufnahme der Anleiheverhandlungen nichts im Wege stehe, und durchblicken ließ, daß ich in dieser Hinsicht über gewisse Vollmachten verfügte, wich er der Sache aus und meinte, die Anleihe müsse man noch in der Schwebe lassen, das sei eine große, für die Zukunft Lettlands bedeutsame Frage, Deutschland solle sich zunächst bereit erklären, der lettischen Regierung einen Personal- und Sympathiekredit von etwa 10 bis 12 Millionen zu gewähren.

Ich konnte einem solchen Verlangen nicht so bereitwillig gegenüberstehen, wie einer großen Anleihe. Ich mußte damit rechnen, daß es den Letten nur darum zu tun sei, uns als Notknecht zu benutzen, und daß sie uns dann, wenn die größte und dringendste Not vorüber war, beiseite schoben und sich einer anderen Macht in die Arme warfen. Dazu wollte ich meine Hand nicht bieten und behandelte die Frage dieses Kredits dilatorisch. Ich schlug sie den Letten nicht sofort ab, aber ich sagte ihnen, daß diese Forderung eine ganz neue Lage schaffe, die erst geprüft werden müsse.

Jetzt hielt es der Baltische Nationalauschuß für richtig, dem Kabinett zu Hilfe zu kommen. Seine in Vibau anwesenden Mitglieder, vor allem der kluge und ruhige Herr v. Samson, erklärten sich bereit, die für die schwedische Hilfe geforderte erste Million ihrerseits aufzubringen und dem Kabinett als Darlehen zu geben. Ich hielt diese Absicht der Balten für richtig, wie ich es auch für richtig hielt, daß sie den letzten waffensfähigen Mann aus ihren Kreisen verpflichteten, mit der Waffe für Lettlands Unabhängigkeit zu kämpfen. Vielleicht irrten die Balten und ich darin, denn wir gingen von der Erwägung aus, daß eine solche, von den Balten ohne Bedingung angebotene Hilfe unter den Letten einen verständlicheren Geist schaffen würde. Wir erwiesen uns beiderseits als allzusehr deutsch, indem wir in diesem Falle unsere Politik auf moralische Erwägungen stützten. Da auch die Deutschbalten, obwohl vermögend, unter den gegebenen Umständen über keine Vermittelung verfügten, so half ich dem Nationalauschuß, die geforderte Million zusammenzubringen. Ob diese Million

den Schweden gegeben worden ist, entzieht sich meiner Kenntnis — jedenfalls hat sich außer diesem schwedischen Oberst kein schwedischer Soldat in Kurland blicken lassen.

Außer den von mir im Reich eingerichteten Verbestellen waren noch andere Kräfte damit beschäftigt, Freiwillige für Kurland zu werben. Eines Tages wurde ich durch die Mitteilung erfreut, daß am nächsten Tage 600 Freiwillige aus dem Reich ankämen. Die Militärbehörde bat mich, die Truppen zu begrüßen und sie über die politische Seite ihrer Aufgabe zu unterrichten. Der nächste Tag kam und in den ersten Nachmittagsstunden marschierten die Freiwilligen unter Vorantritt einer Musikkapelle durch die Hauptstraßen von Libau der bereitgehaltenen Kaserne zu. Es waren Leute ohne Waffen und Ausrüstung, in verschiedenen Uniformen. Am nächsten Morgen begab ich mich zu den Freiwilligen in die Kaserne. Schon die ersten Eindrücke zeigten mir, daß diese Freiwilligen nicht gerade die Leute waren, deren wir bedurften. In einer Gruppe, die auf dem Hofe stand, bemerkte ich mehrere Soldaten ohne Kokarden. Ich fragte sie, warum sie ihre Kokarde abgetan hätten. Die Antworten genügten mir, um über die Gesinnung dieser Leute ins klare zu kommen. In der Kaserne ließ ich die Leute zusammenrufen und fragte einige, was man ihnen bei der Werbung über ihre Aufgabe in Kurland gesagt habe. Die Leute wußten nichts Rechtes zu antworten und meinten nur, man habe ihnen 10 Mark Tagesgeld und gute Verpflegung versprochen. Unter den Freiwilligen sah ich weißhaarige Leute, die schon über 50 Jahre alt waren, und andere, bei denen der Augenschein ihre Unfähigkeit zum Waffendienst erkennen ließ. Es waren Arbeitslose, die man unter diesen Versprechungen zusammengerafft und uns zugesandt hatte. Unter diesen Umständen hielt ich es für geraten, den Leuten gleich zu sagen, daß sie auf Grund unrichtiger Angaben nach Kurland gekommen seien, es handele sich hier nicht um Geldverdienen und Verpflegung, sondern um einen sehr ernsthaften Krieg. Wer bereit sei, hier gegen die Rote Armee zu kämpfen, könne hierbleiben, die übrigen würden noch am gleichen Tage wieder nach Deutschland zurückgebracht. Als ich die Aufforderung an die Freiwilligen richtete, wer hier in der Front kämpfen wolle, solle auf die andere Seite des Raumes treten, wanderten nur etwa 20 Mann dort hinüber, darunter merkwürdigerweise auch ein alter weißhaariger Herr von 55 Jahren.

Wenige Tage darauf aber kam in dem Freikorps Pfeffer die erste wirkliche Hilfe für die schwer ringenden Verteidigungstruppen.

Der ganzen Schwierigkeit der politischen Lage ungeachtet, erging sich die in Libau erscheinenden regierungsamtliche Lettenzeitung in den ungehobeltsten Angriffen auf Deutschland. Wiederum stellte ich einigen Mitgliedern des Kabinetts diese Sache vor und erklärte ihnen, daß es mir nicht möglich sei, in einer solchen Atmosphäre von Haß und Mißtrauen in der bisherigen Weise weiterzuarbeiten. Aber wiederum zuckten die Herren Walter und Genossen die Achseln und beteuerten ihre Unschuld und Machtlosigkeit. Da entschloß ich mich zu einem etwas ungewöhnlichen Schritt. Ich lud die Bevölkerung von Libau nach dem Kurhausaal zu einem öffentlichen Vortrag ein. Der Vortrag lautete: Deutschland und Lettland, und ich selber wollte ihn halten. Ich wollte gegenüber den Einstellungen und den Hezereien der Lettenpresse und gegenüber dem zweideutigen Schweigen der lettischen Regierung einmal öffentlich darlegen, was hier seit dem

Umschwung zur Unterstützung und zum Schutze des lettischen Staatswesens getan hatten und nach welchen Zielen diese deutsche Politik strebe. Es war sicher etwas Ungewöhnliches, daß ein Gesandter in dem Lande, bei dessen Regierung er beglaubigt ist, öffentlich über seine Politik spricht. Aber es war nicht nur eine ungewöhnliche Zeit, deren hervortretendster Zug die Oeffentlichkeit der politischen Geschäftsführung war, sondern es waren auch ganz ungewöhnliche Umstände, unter denen wir dort arbeiteten. Ein lettischer Staat bestand nur dem Namen nach. Soweit die lettische Regierung überhaupt noch über ein Staatsgebiet regieren konnte, tat sie es unter unserem Schutze und mit unserem Gelde. Wieder war es in Libau, wie es in Riga gewesen war: die städtische Bevölkerung wurde aus deutschen Beständen ernährt, und trotz dieser Politik hörte man aus der Lettenpresse nichts anderes als Schmähungen und Vorwürfe, denen die lettische Regierung, die nur allzugut wußte, was sie uns zu danken hatte, kein Wort der Aufklärung und Mäßigung entgegensezte. Immerhin bewirkte die Ungewöhnlichkeit dieses Schrittes ein beträchtliches Aufsehen. Der Vortrag fand unter dem Schutze des Libauer Soldatenrates statt, dessen Vorsitzender die Versammlung eröffnete und leitete. Es würde eine Wiederholung von vielem, was hier bereits gesagt worden ist, bedeuten, wenn ich hier näher auf den Inhalt des Vortrages zurückgreifen wollte. Ich hatte damit geschlossen, daß Deutschland und Lettland ebenso wie Deutschland und Litauen aufeinander angewiesen seien; daß wir, ganz gleich, ob diese Staaten ihre Selbständigkeit würden behaupten können, oder an Rußland zurückfallen würden, durch vielfache gemeinsame Interessen verbunden seien, die den Willen zum gegenseitigen Verstehen beiderseits zur Pflicht machten; daß aber vor allem die große Not des Augenblicks eine reinere Luft erfordere, als sie zurzeit vorhanden sei. Die Aussprache, die sich an den Vortrag knüpfte, war insofern wertvoll, als sowohl Deutschbalten mit ausgeprägt konservativer Gesinnung als auch lettische Sozialisten und deutsche Soldaten das Wort ergriffen und alle mit der Aufforderung zur Verständigung schlossen.

Dieser Vortrag sollte meine letzte politische Handlung in Kurland sein. Nach Schluß der Versammlung fuhr ich zum Hafen, bestieg dort eine Rußschale von Dampfer, in der ich nach Königsberg fuhr. Am 23. Januar war ich durch ein Telegramm des Auswärtigen Amtes zum Reichskommissar für Ost- und Westpreußen und die besetzten ehemals russischen Gebiete ernannt worden, am Abend des 25. Januar traf ich in Königsberg ein. Ich hatte diese Reise in der Ueberzeugung angetreten, daß es sich nur um eine höchstens zwei- bis dreiwöchige Unterbrechung der baltischen Geschäfte handele, und daß ich Ostpreußen alsbald wieder verlassen könnte. Es ist dann ganz anders gekommen.

XVIII.

Am Ausgang der deutschen Ostpolitik.

Die Zustände in Ostpreußen nahmen mich alsbald erheblich in Anspruch. Zunächst zwar blieb mir Zeit, die Vorgänge in Kurland auf Grund der täglichen Drahtberichte meiner Vertretung zu verfolgen und durch Anweisungen zu beeinflussen. Aber allmählich schoben sich die Angelegenheiten des deutschen Ostens so stark in den Vordergrund, daß ich neben ihnen wenig Zeit für die baltländischen Dinge fand. An die Stelle täglicher formeller Anweisungen ließ ich Beratungen treten. Bei besonderen Anlässen kam Burchard zu mir und wir besprachen sie.

Ein Gegenstand großer Sorge war meine in Riga zurückgelassene Vertretung geworden. Nie hatten wir von ihr eine Nachricht erhalten. Nur durch ein Spähernachricht hatte ich erfahren, daß die Vertretung aus ihrem Hause vertrieben worden war und daß die Bolschewicken einige Mitglieder der Vertretung eingesperrt hatten. Nach Sitte asiatischer Nomaden führen die Bolschewicken gewöhnlich den ganzen Staatsbedarf mit sich. So hatten sie auch einige deutsche Deserteure und Ueberläufer in ihrem Gefolge mit nach Riga gebracht, die sich dort sofort als „Deutsche Gesandtschaft“ aufstuten und sich mit den Alten und Inventarien der Behörde auch des Geldes bemächtigten, daß sie dann nach den bekannten bolschewickischen Grundsätzen verwalteten. Bald hatte man indessen die Verhafteten wieder freigelassen, ohne sich weiter um sie zu kümmern und nur den Leiter der Vertretung, Dr. v. Scheubner-Richter, in Haft behalten.

Von diesem Tatbestand hatte ich dem Auswärtigen Amte Mitteilung gemacht, das seinerseits Maßnahmen ergriff, um die Leute frei zu bekommen. Herr Tschitscherin leugnete frischweg alles ab. Die deutschen Freunde der Bolschewicken entrüsteten sich nach Gebühr über meine Lügen. Ich ließ selbstverständlich nicht locker und nach mehreren Wochen trafen die Leute in Königsberg ein. Am übelsten war es dem Dr. v. Scheubner-Richter ergangen. Am 17. Januar, als man in Riga den Tod Liebknichts erfuhr, eröffnete man ihm, daß er am Abend als Sühneopfer erschossen würde. Am Abend, als Richter sich zum Sterben vorbereitet hatte, holte man ihn aus der Zelle und sagte, die Hinrichtung sei auf den nächsten Morgen verschoben worden. Am nächsten Morgen, als Richter wiederum glauben mußte, daß nun sein letztes Stündlein gekommen sei, sagte man ihm, es sei noch nicht ganz bestimmt, ob er hingerichtet würde, aber Hoffnung solle er sich noch nicht machen; man hielte

ihn eigentlich als Sühneopfer für Liebknecht für zu unbedeutend und hätte gern mich gehabt, aber ich sei ja ausgerückt. In dieser Weise quälte man den Mann zwei Tage, dann ließ man ihn plötzlich frei, um ihn kurz danach ebenso plötzlich wieder zu verhaften. Am 2. Februar kam Richter mit den übrigen Mitgliedern der Vertretung in Königsberg an.

Ein ähnliches Schicksal hatte Frh. v. Trübschler, der während meiner Reise nach Berlin als deutscher Vertreter in Mitau zurückgeblieben war. Auch er war verhaftet worden. Von der Quälerei, der Richter ausgesetzt gewesen war, blieb er verschont. Auch Trübschler kam im Februar zurück.

Um diese Zeit konnten die militärischen Operationen mit neuen und stärkeren Kräften aufgenommen werden. Einigen kleineren Freischaren folgte Mitte Februar ein vom Hauptmann v. Plehwe geführtes Regiment und bald sorgten die Werbestellen im Reiche für eine so starke Macht, daß Kurland in verhältnismäßig kurzer Zeit befreit war.

Der Verlauf der militärischen Operationen hat in ihrem Weiter, dem General Rüdiger von der Goltz, einen berufenen Darsteller gefunden. Ich habe nur ein einziges Mal in die militärischen Pläne eingegriffen. Im April war die Arbeit diesseits der Düna getan. Nun lockte oder stießte vielmehr auf dem andern Ufer Riga. Die Bolschewiken hatten in Riga fürchterliche Musterung gehalten. Es ist meines Wissens niemals genau festgestellt worden, wie groß die Zahl der ermordeten Personen ist. Es wurden mir phantastische Zahlen genannt, 4000, ja 6000 Menschen sollten allein in Riga ermordet worden sein. Das ist wahrscheinlich übertrieben. Ich sah einmal eine namentliche Liste der sicher festgestellten Hinrichtungen, die etwas über 900 Ziffern hatte. Es ist anzunehmen, daß man noch einige Hundert hinzuzuzählen hat, wenn man der Wahrheit nahe kommen will. Diese Zustände ließen den heißen Wunsch nach Befreiung der unglücklichen Stadt begreiflich erscheinen. Die Balten drängten fortgesetzt. Ich würdigte ihre Gründe, aber ich erklärte mich gegen die Einnahme Riga's. Ich sagte: Wer nach Riga geht, muß noch weiter gehen; wer Riga hat, muß auch das südliche Livland haben, das hatte die Lage im Dezember 1918 gezeigt. Livland war unter den gegebenen Umständen die einzige Ernährungsgrundlage Riga's. Von einer solchen Ausweitung des deutschen Operationsbereichs wollte ich nichts wissen. Das wäre mit dem Begriff der Grenzsicherung nicht mehr zu decken gewesen, und nur unter diesem Begriff konnte ich dem Unternehmen eine gewisse Duldung verschaffen. Ich hatte auch Besorgnisse, es könnten sich aus einem etwa bis Pleskau ausgreifenden Unternehmen Welterlösungsgelüste entwickeln, die weiter nach Osten strebten und zu einem Abenteuer führten, und ich konnte (ich will es aussprechen, obwohl es wie nachträgliche Prophetie klingen muß) auch nur mit einem Gefühl des Unbehagens an eine erneute Berührung mit den Esthen denken. In der Ablehnung der Wiedereinnahme Riga's traf ich mit dem Oberkommando Nord zusammen; Seedeck war aus militärisch-taktischen Gründen dagegen. Die Balten haben dann doch bei der Truppe ihr Ziel erreicht. Man nahm Riga und mußte nun unerbittlich weiter. Man ging bis Konneburg und Lemsal und ging, von den Esthen geschlagen, wieder zurück.

Da es nicht meine Absicht ist, hier über Vorgänge zu berichten, die ich nicht miterlebte, so habe ich über das Baltenland nur noch wenig zu sagen.

Es gilt noch zu erklären, wie es kommen konnte, daß die deutschen Bemühungen um Bessarabien so ganz und gar ohne Erfolg blieben. Anfang Februar kehrte Ullmann von seiner Reise zurück und nahm den Rückweg über Berlin. Er hatte der Gesandtschaft mitteilen lassen, daß er gern eine Aussprache mit dem Auswärtigen Amt hätte. Das wurde sofort in die Wege geleitet. Ein Assessor begab sich von Sibau nach Berlin, um dort bei Ullmanns Ankunft zugegen und ihm zur Hand zu sein. Aber Ullmanns Ankunft verzögerte sich. Der Beamte wartete mehrere Tage vergeblich. Eines Tages kam Ullmann unmutig in Sibau an. Man berichtete mir, daß er sich bitter über die ihm in Berlin zuteil gewordene Behandlung beklage. Er habe sich ins Auswärtige Amt begeben und sich dort gemeldet. Aber keiner habe sich seiner angenommen. Drei Stunden habe er vergeblich im Vorzimmer gesessen und sei dann enttäuscht und verbittert fortgegangen. Das war ein Mißgeschick und ich bedauerte es sehr. Der Assessor hatte auch Auftrag gehabt, Ullmann in meinem Namen um seinen Besuch in Königsberg zu bitten. Aber beide hatten sich gar nicht gesehen und so fuhr Ullmann durch Königsberg, ohne zu mir zu kommen. Der Assessor hatte eine sträfliche Gleichgültigkeit an den Tag gelegt; er kam nicht wieder zur Behörde zurück; aber das konnte den peinlichen Vorfall nicht ungeschehen machen. Die Herren in meiner Sibauer Behörde bezweifelten zwar, ob Ullmanns Erzählungen richtig seien; ich konnte zu einem Zweifel keinen berechtigten Grund finden.

Viel schwerer als dies Mißgeschick, das schließlich doch in seinen Wirkungen wieder ausgeglichen hätte werden können, wog etwas anderes, und das war der katastrophale Niederbruch des Marktwertes.

Schon während meiner letzten Tage in Sibau hatte Herr Walter einmal, als er im Sichergessen in den alten vertrauten Ton zurückfiel, zu mir gesagt, der Niedergang des Marktkurses erschwere dem Kabinett die Entschlebung. „Sie können doch begreifen,“ hatte er damals zu mir gesagt, „daß wir, wenn wir nun einmal fremdes Geld nehmen müssen, am liebsten das beste Geld nehmen, mit dem wir am meisten kaufen können. Sie brauchen nur die Devisenkurse anzusehen und die Mark mit dem Franken und dem Pfund zu vergleichen, um zu verstehen, wie schwierig die Frage für uns ist.“

Ich lege dieser Tatsache entscheidendes Gewicht bei. Früher, vor dem Kriege, wäre es kaum nötig gewesen, ihre Bedeutung auch nur mit einem Worte zu unterstreichen. Denn früher wußte das politisch denkende Deutschland, mit Ausnahme einiger politisierender Feuilletonisten, sehr wohl, daß Diplomatie, Parlament und Presse nur die gute oder schlechte Begleitung zu den Grundakorden sind, aus denen die Lebensfragen der Völker sprechen. Heute ist das anders. Man braucht nur daran zu denken, was die sogenannte „Schuldfrage“ für das heutige politische Leben bedeutet, um der Größe unseres geistigen Bankerotts bewußt zu werden. Am augenfälligsten wird dieser Bankerott, wenn man Leute, die Beziehungen zu Margens geistigem Erbe zu haben behaupten, damit beschäftigt sieht, wie sie aus den Hofnachrichten Materialien zur „Schuldfrage“ herausjuchen. Auf der gleichen Höhe stehen die Bemühungen, die deutschen militärischen Behörden im Balkenlande für das Scheitern unserer balkenländischen Politik verantwortlich zu machen.

Der Kampfwert der deutschen Truppen im Baltenslande muß, wenn man ihre Leistungen betrachtet, sehr hoch gewesen sein. Ihre Disziplin war im allgemeinen nicht mit der des deutschen Friedensheeres zu vergleichen, auch nicht mit der des deutschen Heeres der ersten Kriegsjahre. Das ist selbstverständlich. Wer daraus Vorwürfe ableiten will, mag es tun; aber er handelt unverständlich und ungerecht, denn er läßt die sühnende Wirkung der Kriegs- und Nachkriegszeit unbeachtet. Verglichen mit den „revolutionären Matrosenwehren“ in deutschen Großstädten waren die baltensländischen Truppen der bessere Teil.

Die Führung der Truppen, die mit ihren militärischen Leistungen auch vor übelwollender Kritik bestehen kann, hat sich in die politische Lage niemals ganz hineingefunden. General von der Goltz sprach, als er nach Kurland fuhr, bei mir vor und ich nahm Gelegenheit, ihm meine Auffassung vorzutragen. Goltz erinnerte an das gute Einvernehmen, das er bei seiner Mission in Finnland mit der dortigen Landesbevölkerung hergestellt und aufrechterhalten hatte. Zwischen Finnland und Lettland bestand jedoch ein wesentlicher Unterschied. Dort war nur nötig, ein grundsätzlich deutschfreundlich gesinntes Volk bei dieser Gesinnung zu erhalten; hier hatte er es mit einer grundsätzlich deutschfeindlichen Bevölkerung und Regierung zu tun und sollte bei ihnen eine uns günstigere Gesinnung schaffen. Die Not der Letten war dabei auf unserer Seite. Aber sie war es nur so lange, wie die Letten nicht hoffen durften, anderwärts die nötige Hilfe zu finden. Diese schwierige Aufgabe der deutschen Politik hat die Truppenführung zu wenig beachtet. Es ist eine laienhafte Meinung, daß der Soldat nichts mit der Politik zu tun haben solle. Militärische Maßnahmen sind stärkste Politik. Der Truppenführer kann in der diplomatischen und parlamentarischen Politik ein Waisenknabe sein, er mag nicht einmal eine Vorstellung vom Inhalt und Zweck einer Verfassung haben, — sobald er eine kämpfende Truppe führt oder ein Gebiet besetzt hält, hat er einen politischen Beruf und haben seine Handlungen oder Unterlassungen politische Wirkung und Bedeutung. Aber die Konzentration auf das militärische Ziel läßt den Truppenführer in der Regel die politische Wirkung seiner Arbeit gering achten. So war es auch im Baltenslande. Ich erinnere mich oft einer bezeichnenden Episode, die sich in Libau zutrug. Zu einer Besprechung mit dem lettischen Kabinett hatte ich einen höheren Offizier, einen lebenswürdigen alten Herrn gebeten. Er nahm wiederholt das Wort und bezeichnete dabei beharrlich die Letten pauschaliter als Bolschewiken. Die erste Pause der Unterhaltung benutzte ich, um ihm zuzuslüstern, daß die vor uns sitzenden Letten keineswegs Bolschewiken seien und sich durch seine Worte gekränkt fühlen müßten. „Das ist egal!“ rief er; „Lette und Bolschewiki ist dasselbe!“ Ich konnte die lettischen Minister nur mit einem Lächeln um mildernde Umstände bitten. — Auch der Oberst v. Knobelsdorf meinte ja: Menschewiki — Bolschewiki — alles Widi! Diese Unterschätzung der politischen Erfordernisse hat naturgemäß die Schwierigkeiten vermehrt.

Doch wäre es ganz abwegig, wollte man in der Haltung der Truppenführung die Ursache des Scheiterns unserer Politik sehen. Das für Deutschland nächste Ziel des militärischen Unternehmens im Baltenslande ist erreicht worden. Die Rote Armee, die am 5. Februar ihre Spitzen bis nach Telsche, 35 Kilometer von der Grenze Ostpreußens, vorgetrieben hatte, ist zurückgedrängt, und die zwar nicht bis zur Gewißheit beweisbare, aber sehr wahr-

scheinliche Absicht eines Einmarsches der Roten Armee nach Ostpreußen ist verhindert worden. Insofern hat diese Politik vollen Erfolg gehabt. Geseheitert ist die weiterzielende Politik auf Befestigung des deutschen Einflusses in Lettland. Die aber ist nicht geseheitert, weil wir, die wir an ihr arbeiteten, Schaafsköpfe waren, sondern weil uns der Niederbruch der deutschen Wirtschaft der Mittel beraubte, mit denen wir diesen Einfluß hätten erwerben können.

Das ist die kurze und schlichte Wahrheit.

Von dieser Wahrheit geht Leuchtkraft genug aus, um sich auch in dem Labyrinth der weiteren Entwicklung zurechtzufinden.

Was Lettland damals befreite und rettete, kam von den Deutschen. Reichsländische und baltenländische Deutsche standen für die Latwija im Feuer. Sollte und mußte sich da bei ihnen nicht der Gedanke bilden, daß diese Hilfe in größter Not auch die Letten verpflichte? Die Letten aber fühlten nichts von Verpflichtung. Sie ließen den Deutschen die Opfer und vollzogen wirtschaftlich und politisch den Anschluß an die führenden Mächte des Feindverbandes; die Deutschen kämpften, bluteten und starben bei der Reinigung Lettlands und die Letten bespitzelten, beschimpften und belästigten sie, wo sie konnten. Wenn ich jetzt in den Akten jener Tage blättere, so erschließt sich mir erst das volle Verstehen für die sonderbaren Vorgänge, die sich später dort zutrug. Auch den Staatsstreich der Balten vom 15. April 1919, der zu dem verunglückten Experiment der deutschfreundlichen Regierung Needra führte, ist nur durch diese Lage zu erklären.

Wie sehr das Gelingen unserer baltenländischen Politik von der deutschen Wirtschaftskraft abhing: daß die Anleihefrage der Angelpunkt war, das war mir schon vor den Verhandlungen in Witau aufgegangen. Ein Pessimist hätte sicherlich schon unter den Eindrücken, die ich in Berlin empfang, die Hoffnung aufgegeben. Ich aber gab die Hoffnung nicht auf. Wo immer ich Beforgnisse und Zweifel an Deutschlands Zukunft fand, da gab ich meinem Vertrauen Ausdruck und sagte mit dem holsteinischen Bauern: Dat löpt seel all'ns wedder torecht. Und wenn man mich fragte, worauf ich vertraute, so sagte ich: auf den deutschen Arbeiter. Denn dieses nervöse Massengeschlebe auf den Plätzen der Großstädte, dieser lungernde Janhagel, diese streikfüchtigen aufgeregten Versammlungen — das war nicht der deutsche Arbeiter. Lehrt mich den deutschen Arbeiter nicht kennen. Der deutsche Arbeiter, der die Gewerkschaften und Konsumvereine geschaffen hat, der seinen Brüdern in den Kranken- und Knappschafstassen diene, der der leibhafte Träger alles Aufwärtsstrebens seiner Klasse war, dieser eigentliche, deutsche Arbeiter verhielt sich bei all dem Bärm wie ein Wanderer bei Regenwetter unter einem Schauer, der hin und wieder hervorguckt, ob die Unterbrechung nicht bald zu Ende ist und er seinen Weg fortsetzen kann, und in der Zwischenzeit ein bißchen stumpfsinnig vor sich hinschaut. Auf diesen deutschen Arbeiter hoffte ich. Kam er und setzte er seinen Weg fort, dann war bald auch der deutschen Wirtschaft geholfen. Aber er kam nicht. Statt seiner kam Matthias Erzberger und sagte, wir müßten das Friedensdiktat unterschreiben. Als dann Hermann Müller in Versailles unterschrieben hatte und zurückkam, da sagte ich ihm, daß wir jetzt im Baltenlande abbauen müßten — das Spiel sei verloren.

Polemik.

Bald nach Erscheinen des letzten Kapitels erhielt ich eine Zuschrift des Herrn v. d. Deden, eines, so weit mir bekannt ist, in Insterburg als Schriftsteller lebenden Balten. Diese Zuschrift war für die Oeffentlichkeit bestimmt; ich druckte sie mit einer Antwort ab. Zuschrift und Antwort füge ich dem Buche bei:

Im Kapitel „Am Ausgang der deutschen Ostpolitik“, das die Erinnerungen August Winnigs aus der Zeit seiner Tätigkeit im Baltikum abschließt, untersucht der Verfasser die Frage, wie es kommen konnte, daß „die deutschen Bemühungen in Lettland so ganz ohne Erfolg geblieben sind“. Die von verschiedenen Seiten unternommenen Versuche, die deutschen militärischen Behörden im Baltenlande für das Scheitern unserer baltischen Politik verantwortlich zu machen, weist er mit Recht zurück. Allerdings meint er, die Truppenführung habe die schwierige Aufgabe der deutschen Politik zu wenig beachtet. Als eine hierfür bezeichnende Episode erwähnt er einen Fall, in dem ein höherer Offizier in einer Besprechung mit dem lettländischen Kabinett immer „Lette“ und „Bolschewick“ als kongruente Größen behandelte. Derartige kleine Entgleisungen hätten die Schwierigkeiten naturgemäß vermehrt, trotzdem wäre es abwegig, in der Haltung der Truppenführer die Ursache des Scheiterns unserer Politik zu sehen. Man kann dieser Ansicht nur zustimmen. Ebenso wenig wird man dem Verfasser widersprechen, wenn er behauptet, daß die Politik nicht gescheitert sei, weil diejenigen, die an ihr arbeiteten, „etwa Schafsköpfe gewesen wären“. Bis zu diesem Punkte wird jeder, der die Verhältnisse und die damals agierenden Personen im Baltikum kennt, mit Herrn Winnig durchaus einer Meinung sein. Wenn er aber dann erklärt, daß die Politik, die sich die Befestigung des deutschen Einflusses in Lettland zum Ziele gesetzt hatte, deshalb gescheitert sei, „weil der Niederbruch der deutschen Wirtschaft den Politikern die Mittel entzogen hätte, mit denen sie diesen Einfluß hätten erwerben können“, so ist dies in meinen Augen nicht „die kurze und schlichte Wahrheit“, wie Herr Winnig meint, sondern ein schwerer Irrtum, dessen Feststellung von Interesse sein dürfte, wenn auch natürlich dadurch an dem beklagenswerten Ergebnis unserer Ostpolitik nichts mehr geändert werden kann.

Die wirkliche Ursache des Scheiterns unserer Ostpolitik liegt vielmehr, um es kurz zu sagen, darin, daß man es nicht im geringsten verstanden hat, den Bolschewikeneinfall, der Lettland im Januar 1919 und in den folgenden Monaten in eine Notlage sondergleichen versetzte, politisch im deutschen Interesse auszuwerten. Rein politisch betrachtet, war der Bolschewikeneinfall für uns damals geradezu ein Gnadengeschenk des Schicksals. Rücksichtslos und geschickt ausgenutzt, hätte von hier aus ein völliger Umschwung in der Ostpolitik zu unseren Gunsten herbeigeführt werden können. Statt dessen hat sich Deutschland die Bekämpfung der bolschewikischen Eindringlinge viel gutes deutsches Blut und einige 100 Millionen Mark kosten lassen, um dann — nachdem es die „Latwija“ für Herrn Ulmanis endlich befreit hatte — recht unsanft mit derben Fußtritten an die Luft gesetzt zu werden. Kläglicher ist wohl selten in der Politik eine so günstige Gelegenheit verpaßt worden.

Im Januar 1919 standen die Bolschewiken, nachdem sie Riga und Mitau besetzt hatten, an der Windaulinie. Von der Latwija war nur Libau mit einem schmalen Landstreifen übrig geblieben; der größte Teil der Regierung — darunter der Ministerpräsident — war ins Ausland geflüchtet und reiste, wehklagend und um Hilfe bittend, von Hauptstadt zu Hauptstadt, ohne natürlich etwas anderes, als billigen Trost mit schönen Worten zu erhalten. Die in Libau zurückgebliebene Scheinregierung stand mit einem Fuß stets auf dem unter Dampf gehaltenen Flüchtlingsdampfer. Daß England, obwohl es einige Schiffe in die Ostseehäfen entsandt hatte, militärisch nicht helfen konnte oder wollte, hatte der Fall Rigas mit aller Deutlichkeit bewiesen. Die Zeit der Aufstellung einer eigenen Armee war von der lettischen Regierung verpaßt worden. Aus Libau nebst Umgebung konnte natürlich nicht annähernd eine zur Wiedereroberung des Landes ausreichende Truppe auf die Beine gebracht werden, selbst wenn das Rekrutenreservoir der Latwija nicht so bolschewikisch verseucht gewesen wäre, wie dies tatsächlich der Fall war. Deutschland war also der einzige Staat, in dessen Macht die Befreiung Lettlands stand. Es genügt wohl, sich dieses kleine Situationsbild vor Augen zu halten und gleichzeitig einen Blick auf das Endergebnis der deutschen Ostpolitik zu werfen, um zu erkennen, ein wie großes Kapital an wirksamsten politischen Mitteln hier einfach ins Blaue hinein verpufft worden ist. Für Lettland war in dieser Lage der Wert unserer Mark vollständig gleichgültig. Lettland brauchte in erster Linie militärische Hilfe, alles andere war eine Frage der Zukunft. Für die deutsche Ostpolitik war in dieser entscheidenden Periode die militärische, nicht die Anleihefrage der Angelpunkt. Militärisch war Deutschland, wie der Gang der Ereignisse bewiesen hat, noch stark genug, um die Mittel zu liefern, die die Politiker brauchten, um den erstrebten Einfluß zu erwerben. Weil hier im Kleinen, ebenso wie im Weltkriege, Politik und militärische Führung nicht Hand in Hand, sondern in losem Nebeneinander, ja sogar stellenweise gegeneinander gingen, kam es auch in dieser Schluphase der deutschen Ostpolitik wohl militärisch zu schönen Erfolgen, aber politisch zu einer vollständigen Katastrophe.

Wenn die lettländische Regierung, obwohl ihr allein von Deutschland Rettung kommen konnte, hartnäckig allen ernsthaften Verhandlungen und Abmachungen mit Herrn Winnig auswich, so tat sie das in der bestimmten Erwartung und Ueberzeugung, daß es den Balten im Augenblick der höchsten Not schon gelingen würde, ihre deutschen Brüder zu tatkräftiger militärischer und wirtschaftlicher Hilfe zu bewegen. Die Ereignisse haben gezeigt, wie berechtigt diese lettische Spekulation auf deutsches Gemeinschaftsgefühl war. Es war daher kein Wunder, daß die lettische Regierung bei den Verhandlungen mit Winnig so lange die spröde Jungfer spielte, als sie alles, was sie brauchte, um sonst zu bekommen hoffen durfte. Diese Hoffnung nicht mit rauher Hand ein für alle Mal mit Stumpf und Stiel ausgerottet zu haben, war einer der verhängnisvollsten Fehler der deutschen Ostpolitik. Das einfachste und radikalste Mittel wäre die Räumung Libaus und Zurückziehung der deutschen Truppen bis auf die Reichsgrenze gewesen. Dann wären die Letten diejenigen gewesen, die Herrn Winnig mit Angeboten das Haus eingerannt hätten und die uns jeden Preis, den wir festsetzten, hätten zahlen müssen. Gegen diese Ansicht wird vielleicht der Einwand erhoben werden, daß damals die Aufstellung von Freiwilligenkorps nur außerhalb der deutschen Landesgrenze möglich war, und daß die damals allmächtigen Arbeiter- und Soldatenräte niemals die Bildung solcher „gegenrevolutionärer Formationen“ auf deutschem Gebiete zugelassen hätten. Die Richtigkeit dieser Behauptung sei nicht bestritten. Dann aber ergibt sich hieraus die zwingende Schlussfolgerung, daß es wiederum nicht unser wirtschaftlicher Zusammenbruch und der niedrige Stand unserer Valuta waren, die unsere Ostpolitik zum Scheitern gebracht haben, sondern der innerpolitische Wirrwarr des Winters 1918/19 und die Schwäche der damaligen Reichsregierung, die sich selbst bei der Entscheidung über Lebensfragen des deutschen Volkes vor den Wünschen der Straße beugte.

War in der Tat die Anwendung des oben empfohlenen Radikalmittels aus Rücksicht auf unsere haltlosen innerpolitischen Zustände nicht möglich, so hätte zum mindesten jeder Vorstoß unserer Truppen über die Windalinie solange unterbleiben müssen, bis in unanfechtbaren, von der Entente garantierten Abmachungen tragfähige Grundlagen für eine aktive deutsche Ostpolitik geschaffen waren. Jede Fußbreite lettländischen Bodens, die vorher mit deutschen Waffen und deutschem Geld von den Bolschewiken gefäubert wurde, war vom rein menschlichen Standpunkt aus betrachtet, gewiß eine schöne edle Tat, politisch bewertet aber eine nicht zu rechtfertigende Sentimentalität, die die Position der Ulmanisregierung von Tag zu Tag verstärkte, während mit jedem Schritt unserer Truppen vorwärts die letzte Stütze der deutschen Ostpolitik tiefer eingesägt wurde, bis sie schließlich völlig zusammenbrach. Es soll wohl ein Versuch zur Rechtfertigung oder wenigstens zur Erklärung dieser Politik sein, wenn der Herr Herausgeber in seinen Erinnerungen in diesem Zusammenhange schreibt:

„Reichsländische und baltenländische Truppen standen für die Latwija im Feuer. Sollte und mußte sich da bei ihnen nicht der Gedanke bilden, daß diese Hilfe in größter Not auch die Letten verpflichtete.“

Die Spekulation auf Dankbarkeit in politischen Dingen dürfte stets eine stark verfehlte Sache sein. Diese so seltene Eigenschaft aber ausgerechnet beim lettischen Volke zu vermuten und zu suchen, — dieser Idealismus kommt doch der Naivität des Stadtfräuleins bedenklich nahe, das aus ihrem Hühnerfall Milch und Butter zu erhalten hofft.

Ob in reichsdeutschen Kreisen tatsächlich ernstlich solche Erwartungen gehegt worden sind, bleibe dahingestellt. Die Balten kannten jedenfalls ihre Pappenheimer viel zu gut, um auch nur im Traum an den Dank des Hauses Ulmanis zu glauben. Wenn sie trotzdem ihr und ihrer Söhne Leben für die Befreiung der „Latwija“ einsetzten, so war lediglich die quälende Sorge um das Schicksal ihrer unter bolschewistischer Blutherrschaft zurückgebliebenen Angehörigen das treibende Moment. Das Mißtrauen der Balten zur Ulmanis-Regierung zeigte sich deutlich am 16. April 1919, als der baltische Stoßtrupp eine Ruhepause in den Kampfhandlungen nach der Einnahme von Mitau dazu benutzte, um an einem sonnenhellen Nachmittag im Handumdrehen — so zwischen der ersten und zweiten Tasse Kaffee — zum Gaudium der ganzen Bevölkerung Libaus, die Ulmanis-Regierung zum Teufel zu jagen. Die politische Vorbereitung und Durchführung dieses rein militärischen Putschs war mehr als kläglich. Der Grundgedanke aber war durchaus richtig: der Putsch sollte den großen politischen Fehler, der durch den Vormarsch auf Mitau und die voreilige Befreiung der Latwija gemacht war, korrigieren. Wenn dies nicht gelang, sondern wenn der Putsch politisch in die totgeborene Neodraregierung ausmündete, so ist hier die offizielle Vertretung der deutschen Ostpolitik auch nicht von jeder Schuld freizusprechen, die durch ihre „wohlwollende Neutralität“ Needra gegenüber überhaupt erst dieses verhängnisvolle Abenteuer möglich machte. Daß hier außerdem noch eine recht unwürdige Intrigue innerhalb des baltischen Nationalausschusses eine verhängnisvolle Rolle gespielt hat, ist ein Kapitel für sich, auf das heute hier nicht näher eingegangen werden soll.

An Warnungen vor jeder politischen, materiellen oder militärischen Unterstützung dieses abenteuerlichen Unternehmens hat es nicht gefehlt. Aber das Vertrauen der deutschen amtlichen Stellen auf die Lebensfähigkeit der Neodraregierung ging so weit, daß man sogar seine Zustimmung zum Vormarsch auf Riga und zur Befreiung der lettischen Metropole erteilte. Damit gab man gutwillig den stärksten und letzten Trumpf der deutschen Ostpolitik aus den Fingern und machte durch die Einnahme Rigas geradezu mit eigener Hand die Brust frei für den in Estland von der Entente sorgfältig vorbereiteten Todesstoß. Als dann Herr Ulmanis den Ministerpräsidentenstuhl in dem Schloß des „befreiten Riga“ wieder bestieg, konnte die deutsche Ostpolitik ihm mit gutem Gewissen, ebenso, wie Gretchen ihrem Faust, bekennen: „Ich habe schon so viel für dich getan, daß mir zu tun fast nichts mehr übrig bleibt.“ Damit hatte natürlich die deutsche Ostpolitik „ihren Abschluß“ gefunden. Sie starb des tragischsten Todes, den eine Politik sterben kann. Sie starb am Selbstmord. Durch das in seinem Grundgedanken richtige, in Vorbereitung und Durchführung aber jammervoll klägliche Bermondts-Unternehmen konnte sie natürlich nicht wieder zum Leben erweckt werden.

Nachschrift des Herausgebers. Die letzte Phase der baltländischen Politik wird von zwei Seiten angefochten. Von der einen Seite kommt der Vorwurf, man habe dort ganz nach dem Schema der Militaristen des alten Regimes gearbeitet und eine brutale Machtpolitik getrieben, die erklärlicherweise die Letten nicht für uns habe gewinnen können, sondern die deutschfeindlichen Strömungen im Lettentum noch habe verstärken müssen. Die zweite Seite, zu der Herr v. d. Decken gehört, sagt im Gegenteile, man sei zu zart, zu idealistisch, zu selbstverleugnend aufgetreten und habe sich darum die Gunst der Umstände und alle Vorteile verscherzt.

Als ich einmal in einer Lohnstreitfrage als Schiedsrichter tätig war, begrüßten mich die Parteien beim Beginn beiderseits mit herzlicher Freundlichkeit. Als ich mich nach gefälligem Schiedsspruch von ihnen verabschiedete, machten sie mir beiderseits böse Gesichter, worauf ich ihnen sagte, nun wisse ich, daß der Schiedsspruch gut sei.

Obwohl es angesichts des Scheiterns dieser Politik vermessen klingt, behaupte ich das auch von unserer baltländischen Politik in dem Sinne, daß sie unter den gegebenen Umständen, die zu ändern nicht in unserer Macht lag, die Methode darstellte, mit der ein Erfolg, wenn er überhaupt noch im Bereich des Möglichen lag, noch am ehesten zu erzielen war. Herr v. d. Decken scheint mir zu jenen Balten zu gehören, auf die zutrifft, was die Deutsch-Oesterreicher von den Ungarn zu behaupten pflegen: daß sie auf einem Globus lebten, der nur ihr eigenes Land umfasse. Hätten wir auf einem baltländischen Globus gelebt, so hätte man die von Herrn Decken empfohlene Methode mit bester Aussicht auf vollen Erfolg anwenden können, da wir dort ohne Zweifel die Stärkeren waren. Aber wir waren Beauftragte eines Landes, in dem ein politisches System zusammengebrochen war, ein System, das sich ausschließlich auf die Geltendmachung seiner Macht eingestellt gehabt hatte. An seine Stelle war ein anderes System getreten, das die Politik der Macht verwarf und das auch im Baltlande eine Machtpolitik nicht duldete. Hätten wir trotzdem eine solche Politik getrieben, so hätte man uns zurückgerufen und die Hilfsmittel gesperrt. Außer Deutschland aber gab es den Feindverband, — eine Tatsache, die Herr v. d. Decken zu berücksichtigen nicht für nötig hält.

Aber was bedeutete sie? Wir hätten freilich den Letten die Daumenschrauben ansehen können: Dort sind die Bolschewiken, die euer Land verwüsten und hier der Vertrag, der es befreit, sobald ihr ihn unterzeichnet! Es wäre eine sehr einfache Politik gewesen, die uns in wenigen Tagen den aller schönsten Vertrag beschert hätte. Aber kann man auch nur einen Augenblick daran zweifeln, daß es mit diesem Vertrag genau so gekommen wäre, wie es mit dem Vertrage, der das Bürgerrechtsversprechen der lettischen Regierung enthielt, gekommen ist? Bei einem solchen Vertrage hätte nicht einmal die lettische Regierung nötig gehabt, das Odium des Vertragsbruchs auf sich zu nehmen, was sie bei dem Bürgerrechtsvertrage tun mußte. Der Feindverband hätte sie dessen enthoben und von sich aus jeden Vertrag annulliert, der uns einen politischen Einfluß im Baltlande gesichert gehabt hätte.

Hätte es eine Möglichkeit gegeben, auf diesem Wege zum Ziele zu kommen, so wäre sie mir nicht entgangen. Die Gedankengänge des Herrn

v. d. Decken habe ich nicht nur mehr als einmal durchgedacht, sondern sie sind mir auch bis zum Ueberdruß vorgetragen worden.

Gewiß wollte auch ich die Notlage der Lettenregierung im deutschen Interesse ausnutzen. Aber ich wollte es so, daß der Nutzen auf einem Gebiete lag, wo ihn der Feindverband nicht erreichen konnte. Das war der Weg der Anleihe, die jedoch nicht das Reich, sondern private Geldgeber geben sollten. Daß auch auf diesem Wege viel Fuhangeln lagen, war mir eben so klar, wie es jedem ist, der den Waffenstillstands- und Friedensvertrag kennt. Wer meine baltischen Politiken kritisieren will, muß sich mit diesen Gegebenheiten auseinandersetzen.

Herr v. d. Decken scherzt über meine Bemerkung, daß sich wohl der Gedanke bilden konnte, die Letten müßten sich durch die deutsche Hilfe verpflichtet fühlen. Die überlegene Weisheit des Herrn v. d. Decken rennt hier offene Türen ein. Er soll meine Bemerkung im Zusammenhang lesen. Sie steht dort, um zu erklären, wie menschlich verständlich es war, wenn sich der Truppe eine gereizte Stimmung gegen die Letten bemächtigte, wo diese Letten wohl die deutsche Bluthilfe beehrten, im übrigen aber als Deutschenfeinde handelten. Für diese Stimmung will ich um Verständnis werben, um die der Truppe nachgesagten und zu bössartigen Vorwürfen benutzten Verfehlungen gegen die lettischen Landeseinwohner in einem milderen Lichte erscheinen zu lassen.

Capito? fragt der Italiener in einem solchen Falle.

*

Ein anderer baltischer Schriftsteller, der um die Sache seiner Landsleute hochverdiente Dr. Seraphim, hatte mir nach Erscheinen des X. Kapitels eine längere Zuschrift gesandt, in der einige meiner Urteile über das baltische Deutschtum und manche meiner Angaben über das Wesen des Baltens und seiner Leute berichtigt und ergänzt sind. Ich glaube es der Sachkunde dieses Mannes schuldig zu sein, dem Kern seiner Zuschrift Raum zu geben, zumal ich selbstverständlich nicht den Anspruch zu erheben gesinnt bin, in wenigen Monaten der so eigenartigen baltischen Kultur bis ins Herzinnerste gesehen zu haben. Herr Dr. Seraphim sagt:

Sie sagen im 10. Kapitel: „Die Deutschbalten waren geschichtlich im Unrecht, wenn sie glaubten, ihre frühere Stellung noch länger behaupten zu können. Mit dem Erporstiegen der lettischen Intelligenz, mit der Bildung des lettischen Nationalgefühls mußte das baltische Deutschtum „umlernen“. Jetzt war die Politik der Verständigung — eine geschichtlich gegebene Notwendigkeit.“ Nun — die Deutschbalten haben sich dieser Notwendigkeit nicht verschlossen, gewiß viele nicht leichten Herzens, aber getan haben es alle, die ernsthaft in Betracht kamen, wenn auch natürlich darunter nicht ein uferloses Kapitulieren zu verstehen ist. Es gab eine Menge Gebiete, wo Gemeinschaftsarbeit immer getan worden ist: auf den Kirchenkonventen für die Schule und Kirche, auf den Kirchspielkonventen Livlands für die wirtschaftliche Lage, Wegebaulasten u. a., wo von Groß- und Kleingrundbesitzern — immer in der Sprache der Bauern — mit gutem Belingen beraten wurde. Daß die Landtagsverfassung, die dem Großgrundbesitz (nicht dem

„Baron“) die alleinige Vertretung sicherte, überlebt war, war keinem klarer als dem baltischen Großgrundbesitz bzw. den baltischen Ritterschaften. Seit den 80er Jahren hat man in Livland an dem Ausbau der Verfassung gearbeitet: man wollte Kreistage auf breiter Grundlage errichten, deren Krönung ein reformierter Landtag sein sollte. In Esthland und zeitweilig auch in Kurland, wo übrigens der Landtag in seinen Steuerrechten sehr beschränkt war, dachte man mehr an die Einführung der liberalen russischen Landschaftsverfassung (Semstwo). Es haben darüber auch wiederholt Konferenzen mit lettischen und ethnischen Politikern stattgehabt, die manche Annäherung herbeiführten. Eine solche hat u. a. — das Nähere findet sich in meinem Buch „Aus der Arbeit eines baltischen Journalisten“ — im Jahre 1905 vor Ausbruch der Revolution in Riga unter zahlreicher Teilnahme deutscher und lettischer Großgrundbesitzer, Prediger, Juristen und Redakteure in der Großen Gilde stattgefunden. Vor allem aber vereinigten die von der Regierung unter dem Druck der revolutionären Strömungen 1905/6 erst in den drei Provinzen gesondert berufenen Konferenzen, und dann die unter dem Vorsitz des baltischen Generalgouverneurs in Riga tagende Große Verfassungskonferenz 1906 Balten, Letten und Esten zu gemeinsamer Arbeit. Wenn weder früher noch später aus diesen Bemühungen etwas geworden ist, so liegt wohl die ausschließliche Schuld an der russischen Staatsregierung: ihre Politik im Baltikum stand stets unter dem Unheilsstern: „Divide et impera!“ Ihr Weizen konnte nur blühen, wenn im Lande keine Einigkeit herrschte. Alle Reformprojekte des Baltischen Landtags wurden in Petersburg unter den Tisch gesteckt und uns bedeutet, wir sollten die Hände vom „Reformieren“ fortlassen, das Heil werde von der Regierung kommen. Es kam aber um so weniger von dort, als man in Petersburg sich längst mit dem Plane trug, die „liberale“ Semstwowverfassung zugunsten einer bürokratischen aufzuheben, und man daher Bedenken hatte, uns mit der „liberalen“ zu beglücken. Und als vollends um die Wende zu 1906 die Revolutionsgefahr beschworen schien, verflüchteten sich alle Reformprojekte der Regierung im Baltikum und die Parole hieß wieder: „Es bleibe beim Alten!“ Und zwar um so mehr, als der revolutionäre Radikalismus der Letten und Esten, wie er sich 1905 in Mord und Brand und wüsten antirussischen Kundgebungen gezeigt hatte, in Petersburg doch gewisse Zweifel an der Loyalität ihrer bisherigen Schützlinge hervorgerufen hatten.

Auch in der Beurteilung der Landbesitzverteilung liegen die Verhältnisse doch wohl anders, als sie sich Ihnen bei kurzem Aufenthalt und in anormalen Zeiten darstellten. Die Grundlage der bäuerlichen Agrarreform im Baltikum war die Schaffung eines freien Bauernhofbesizers. Das ist vorbildlich erreicht worden. Die Schaffung von bäuerlichen Parzellen war lange Zeit zurückgetreten, weil die landwirtschaftlichen Verhältnisse große Bedenken dagegen boten. Als die Landarbeiterfrage akut wurde, hat man sich auch dieser Frage zugewendet — der Krieg kam dazwischen. Ich glaube auch nicht, daß die Lösung in der Richtung liegen kann, daß jeder Bauernland erhält; morgen hätten Neuhinzugekommene ja doch wieder keins! Gegen eine Ansetzung von Kleinbauern hat sich der baltische Großgrundbesitz übrigens bekanntlich keineswegs verschlossen, er hat vielmehr ein Drittel seines Gutlandes zur Kolonisation zur Verfügung gestellt, anfänglich, wie das während der deutschen Okkupation selbstverständlich

schien, für deutsche Kolonisten, später in einem zwischen Needra und Vertretern baltischer Großgrundbesitzer Lettlands in Libau im Mai 1919 abgeschlossenen Vertrage auch für lettische Siedler. Daß Siedlungsgedanken im großen Maßstabe, mit ausgesprochener Absicht, den deutschen Großgrundbesitz zu schwächen, nicht früher aufgetaucht sind, kann man gewiß den Balten nicht zum Vorwurf machen. Wie sollten gerade sie darauf kommen, wo ihre wirtschaftliche Stellung das Rückgrat des baltischen Deutschlands darstellte!

Der Großgrundbesitz hatte aber auch eine hohe Aufgabe als wirtschaftliches Vorbild für den Bauern, mit dem er übrigens vielfach auch in landwirtschaftlichen Vereinen und Ausstellungen zu beiderseitigem Vorteil und freundlicher persönlicher Annäherung zusammenarbeitete. Ich glaube, daß wir im Baltikum längst vor dem Kriege in mächtigem Uebergang von der extensiven zur intensiven Wirtschaft begriffen waren, und daß das Urteil: „keine Drainage, wenig Vieh, dürftige veraltete Maschinen und kein künstlicher Dünger“ vielleicht hier und da für Kurland noch zutreffen mochte, obwohl es auch hier rasch anders geworden war, für Nord-Livland und Esthland aber absolut nicht stimmt. Was die „Livländische ökonomische gemeinnützige Sozietät“ unter Männern wie Erich von Dettingen und Max von Sivers geleistet hat, was in Esthland von der Schwesterngesellschaft getan wurde, braucht keinen Vergleich mit Deutschland zu scheuen. Nachdem sich herausgestellt hatte, daß wir bei dem russischen billigen Tarif nicht mehr mit dem innerrussischen Getreide auf dem Exportmarkt konkurrieren konnten, fand eine mustergültige Umstellung auf Wiesenkultur, Zuchtviehherden und Pferderemonten statt. Daß auch die Moorkultur energisch in Angriff genommen wurde, sei nebenbei bemerkt. Wenn aus politischen und chauvinistischen Motiven, die jeder gesunden Wirtschaftsentwicklung ins Gesicht schlagen, heute im Baltikum der Großgrundbesitz ruiniert worden ist, so wird das lettische und esthnische Volk die Zeche mit seinem eigenen Ruin bezahlen müssen. Es ist das um so verblendeter, als den Letten und Esthen auch in ihrer neuen Freistaatherrschaft von uns keine Begnerchaft erwachsen wäre, wenn man uns gegeben hätte, was wir zu fordern ein Recht und eine Pflicht haben.

Sie zittern Reußners Gedankengang: „Wir drängen uns auch Letten nicht auf! Was Ihr da am 19. November zusammengeklebt habt, ist Euer Spielzeug, nicht unseres. Unser Interesse beschränkt sich darauf, daß wir unter den von Euch geschaffenen Umständen unsere Kulturgüter behalten und unter gesicherter Rechtsordnung arbeiten können. Weiter geht unser Interesse nicht, und dieses Interesse bleibt sich immer gleich. Ob Rußland hier herrscht, ob England sich hier festsetzt, ob diese Republik bleibt — immer ist dies unser einziges Interesse.“ Gewiß, es ist nicht glühende Liebe zum neuen Lettland, die daraus spricht, nein, kühle Rechenpolitik. Wo sollte denn auch die Liebe herkommen? Wollten wir sie heucheln, die Letten würden uns nicht glauben — mit Recht! „Nur der verdient sich Freiheit und das Leben, der täglich sie erobern muß!“

Vielleicht darf ich zum Schluß auch sagen, daß ein gut Stück des lettisch-deutschen Gegensatzes, der sich im Grunde lettischerseits auf die „Führer“ und eine junge radikale und chauvinistische Intelligenz beschränkt, im Volk selbst aber keinen rechten Boden hat, vielfach in gekränkter persönlicher Eitelkeit liegt, ohne natürlich dadurch ganz erschöpft zu sein. Da mag man von

einer geschichtlichen Schuld von uns Balten, die wir alle auf altem Kolonialboden in einer Art Herrenmoral aufgewachsen sind, reden. Neußerlich haben wir es zwar auch hier unsererseits nicht fehlen lassen: auch der lettische und esthnische Landpfarrer fand seinen Ehrenplatz an der Gutstafel neben der Hausfrau und in Dorpat und Riga bestanden lettische und esthnische farbentragende Verbindungen im Chargirtenkonvent — aber gerade hier rieben sich beim Becher und Hieber die tief innen schlummernden Gegensätze oft scharf genug. Nur der wird sich darüber wundern können, der das Leben nach Theorien meistern und vollends der Jugend die Milch des Alters zu schlürfen geben will. Doch davon nichts weiter, denn gerade von diesem Thema gilt das Fontane'sche Wort: „Das ist ein zu weites Feld!“

Ausklang.

So wäre das Buch fertig. Den Lesern wird es nicht mehr sein, als irgend ein anderes der vielen Erlebnisbücher unserer Tage, und vielleicht werden ihm viele Leser unter allen diesen Büchern den letzten Platz anweisen. Das wäre dann die Schuld des Verfassers, nicht die Schuld des Stoffes. Denn wovon ich zu berichten hatte, das ist eine der größten Tragödien der Weltgeschichte.

Das Wort ist vielleicht zu groß. Was macht es denn aus, daß ein paar tausend Großgrundbesitzer ihr Land verlieren! Wie kann man diesen Vorgang beispielsweise mit dem Untergange der antiken Kultur oder dem Schicksal des jüdischen Volkes oder dem Niederbruche Rußlands auch nur zu vergleichen wagen! Gewiß, wenn man es so sehen will. Aber so, oder nur so sollte man es eben nicht sehen. Ich wenigstens lehne diesen Maßstab hier ab. Der soziale Gesichtspunkt für soziale Ereignisse! Was sich im Baltenslande vollzogen hat, ist auf seinen sozialen Wert oder Unwert noch nicht geprägt. Die Auflösung großer Landgüter in kleine Bauernwirtschaften kann sozial ein Vorteil, ein Segen sein, aber sie muß es nicht sein. Ob die Vertreibung des deutschen Grundbesitzes aus dem Baltenslande ein Vorteil wird, soll sich erst noch erweisen. Ich glaube es nicht.

Aber es ist falsch, die Vorgänge so zu sehen. Sie sind keine soziale Revolution, sondern ein Vernichtungskampf gegen das Deutschtum. Es liegt gewiß im Plane der Letten und Esten, die Vertreibung der Deutschen als eine große soziale Befreiertat auszugeben, wie es ja auch im Plane der Feindmächte lag, ihren Vernichtungskampf gegen uns als einen Kampf der Freiheit gegen die Knechtschaft, der Kultur gegen die Barbarei auszugeben. Aber handeln wir recht und ehrlich gegen uns selbst, wenn wir diese Fälschung der Feindmächte unsererseits als lautere Wahrheit hinnehmen?

Kinder und Narren mögen den Darstellungen glauben, die die Feinde des baltensländischen Deutschtums verbreiten! Es handelt sich um keine soziale Befreiertat, sondern um einen Schlag gegen die Deutschen!

Und wenn wir die Vorgänge in diesem Lichte des nationalen Behauptungsdranges sehen, dann erkennen wir den Ausgang der deutschen Ostpolitik als eine große, weltgeschichtliche Tragödie.

Es ist ein immerhin 700jähriges Ringen, das hier einen Abschluß gefunden hat. Von der Donau bis zur Ostsee hat das Deutschtum alle seine

Stellungen verloren, die es einst jenseits seiner alten Grenzen geschaffen hatte. Ein erbarmungswürdiger Rest Oesterreich und das einzige Ostpreußen, beide von fremder Flut umspült, sind von der Arbeit der Jahrhunderte übrig geblieben. Wie braust der Nachhall dieser Jahrhunderte noch in unserm Ohr! Wie sich die Töne auch überschlagen, wie rauh es auch darinnen schreit: es ist unser Volk, das in ihnen sein starkes Leben lebt. Wir sind ungeboren mit dabei gewesen. Wir wären nicht, hätten jene nicht ihr starkes Leben gelebt.

Nun alles Ringen zu diesem Ende geführt hat, da sollte uns dies nicht erschüttern? Da sollten wir für wahr halten, was die Feinde sagen, sollten einstimmen in die Schmähungen eines Werkes, das für alle Zeit ein deutsches Werk bleibt? Das wäre, als würden wir unserer toten Väter und Mütter schmähcn.

Vielleicht kommt dies Buch auch in Hände, die sich schon beifällig bewegt haben, wenn harte Worte gegen das baltcnländische Deutschtum fielen. Da möge seine Gesinnung den Weg zu Hirn und Herz finden. Das wünsche ich mit allem Ernst. Denn ich glaube nicht, daß dieser Ausklang das letzte Wort der Weltgeschichte für den Osten ist. Der Osten braucht den Deutschen, wie der Deutsche den Osten braucht. Wenn nicht der ganzen abendländischen Kultur ein nahes Ende bevorsteht, so wird sich schon bald der Zug nach dem Osten, von dem jeder Tag Neußerungen bringt, wieder neue Wege bahnen.

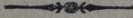
Es liegt gewiß ein Stück Romantik darin, zu wünschen, daß jene alten ragenden Bauwerke, die dort im Baltcnlande von der Arbeit der Deutschen zeugen, einst wieder von Deutschen belebt sein mögen. Aber der deutsche Drang nach dem Osten hat mit Romantik nichts zu tun. Was heute verlangend dorthin blickt, träumt sicherlich nicht von der verfunkenen Welt der Ordensherrschaft. Der Handwerker, der Kaufmann, der Siedlungslustige, der heute nach dem Osten strebt, kennt jene Welt kaum dem Namen nach. Es ist die harte Notwendigkeit, die hinter ihm steht, der bittere Kampf ums nüchterne Dasein. Heute wie vor 700 Jahren ist der deutsche Boden zu klein geworden für die quellende Lebenskraft seines Volkes. Heute wie damals strebt der Ueberschuß der Volkskraft über die Grenzen des eigenen Landes hinaus, und heute wie damals wird sich ein großer Teil davon nach dem Osten wenden.

Aber der deutsche Vormarsch nach dem Osten wird sich in unsern Tagen anders vollziehen als damals. Nicht Schwert und Kreuz werden die deutschen Ostfahrer tragen, sondern mit dem technischen Können, mit der Organisationskunst, mit der kulturellen Anziehungskraft, mit diesen echten Gaben ihrer Volksgemeinschaft ausgerüstet, werden sie dorthin ziehen und die Grenzen deutschen Einflusses weiter tragen. So wird sich ein neues Deutschtum bilden. Vielleicht wird man es ebenso ungern sehen wie das alte vertriebene; aber man wird es brauchen und es wird sich als unentbehrlich erweisen und sich eine bleibende Stätte schaffen. Noch zwar ist es nicht so weit. Noch zittert die Erregung des Vernichtungskampfes nach und hält die Wege geschlossen. Aber das alles wird verklingen und anders werden.

Ob diese neuen Kleinstaaten noch eine Reihe von Jahren bestehen, ob sie bald wieder mit allen anderen vom Leibe Rußland abgerissenen Teilen zusammenschließen und das alte Rußland wieder erstehen lassen, sie werden so oder so nicht ohne die Deutschen auskommen können. Wahrscheinlich wird

sich das neue Vordringen der Deutschen sehr allmählich und kaum bemerkt vollziehen. Nicht in langen Heerhaufen, sondern einer nach dem andern werden sie dort erscheinen und jeder wird sich unter Mühen seinen Wirkungskreis schaffen. In der Folge aber werden sich alle ihre Wirkungskreise berühren und vereinigen zu einem breiten Felde deutscher Kultur- und Wirtschaftsmacht, das dem Reiche vorgelagert, eine mächtige Stütze werden kann beim Widerstande gegen die Stürme der großen Weltentscheidungen, die im Westen tosen werden.

Möge dies ostländische Deutschtum von morgen mehr Verständnis und Zuneigung im Muttervolke finden als das alte, dessen Ausgang zu dem herbsten Zügen deutschen Schicksals gehört.



Namenregister.

- Albert, Robert. 34, 48, 49, 63, 65, 89, 90, 91, 92.
 Batocki, v. 102.
 Becker, Leutnant. 41, 51, 52, 72, 78, 79, 80, 84, 85, 86, 87.
 Branting. 57.
 Broddorf-Ranžau, v. 100.
 Bröderich, Silvio. 6, 59.
 Bürkner, Oberstleutnant. 75.
 Burchard, Dr. 10, 22, 35, 75, 91, 94.
 David, Dr. Eduard. 9, 100.
 Davidsohn, Abg. 62.
 Deßen, v. d. 112.
 Ebert, Friedr., Abg. 9, 99.
 Erdmannsdorf, v. 72.
 Erzberger. 111.
 Estorff, v. 64, 69, 70, 75.
 Franz, Major. 36, 66.
 Goltz, Rüdiger, Graf v. d., General. 108, 110.
 Goltz, Bruder des vorigen. 72.
 Gofler, v. 11, 13, 36, 37, 51, 64, 71.
 Gottschalk. 98.
 Haase, Volksbeauftragter. 98.
 Heilmann, Ernst. 12.
 Hermanovski (Riga). 53.
 Hoffmann, Adolf. 22.
 Jancke, Erich. 90.
 Jansen (Dorpat). 15, 16, 41, 42.
 Jouhaug, Leon. 6.
 Kalnin (Riga). 11, 12, 43.
 Kathen, v., Oberbefehlshaber. 21, 64, 65, 66, 75.
 Klizing, v. 25, 30, 32.
 Knigge, Baron. 6, 24, 25, 28, 29.
 Knobelsdorff, v., Oberst. 90, 91, 92, 110.
 Koch (Reval). 42.
 Köhler, Erich. 42, 71, 86.
 Koefer, Dr. Adolf. 12.
 Koefer (Reval). 17, 18.
 Krause, Emil. 11.
 Kummer, Oberst. 80, 84, 90.
 Landsberg, Volksbeauftragter. 62.
 Ledebour, Abg. 102.
 Ledebour, General, v. 32.
 Legien, Karl. 6.
 Lewald, Staatssekretär. 36.
 Liebknecht, Karl. 99, 100, 101, 102, 107, 108.
 Lucht (Dorpat). 16, 41, 42.
 Lugemburg, Rosa. 99, 100, 101, 102.
 Manteuffel, Baron Karl v. 10.
 Martna (Reval). 18, 43.
 Marg. 59, 109.
 Meier, Leutnant. 24.
 Mender, Dr. (Riga). 12, 44, 88.
 Müller, Reichsminister. 111.
 Noske. 100.
 Osten-Sacken, v. 88.
 Paegel (Riga). 83.
 Pfeiffer, Freikorpsführer. 105.
 Pilard (Soldatenrat). 26, 28, 29, 30, 31, 32.
 Plehwe, Hauptmann v. 108.
 Reußner (Riga). 61.

- Kohrbach, Dr. Paul. 17.
Kosen, Oberst v. 28.
Kosenberg, Baron (Riga). 62, 93.
Sahlits (Riga). 53, 54.
Samson, v. 104.
Sauer (Soldatenrat). 41.
Schaeffer (Soldatenrat). 70.
Scheidemann. 11, 99, 102.
Scheubner-Richter, Dr. v. 85, 107.
Schöuch, v., Kriegsminister. 72.
Seeckt, General v. 108.
Seraphim, Dr. 105.
Siemens (Soldatenrat). 65, 87.
Stubif (Riga). 11, 12, 21, 22, 25, 43, 50.
Treschow, v. 72, 74.
Trügshler, Frhr. v. 108.
Ullmann (Riga). 13, 44, 51, 52, 53,
54, 60, 68, 69, 70, 75, 77, 78,
81, 82, 83, 94, 95, 96, 104, 109.
Umbreit, Paul. 5, 6, 24.
Ufedom, Admiral v. 24.
Walter, Dr. (Riga). 12, 14, 53, 60, 61,
68, 88, 104, 105, 109.
Wesmann (Mitau). 91.
Wilhelm II. 75.
Zahn, v. 40.
-

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
I. Wie ich nach dem Osten kam	5
II. Als Unterhändler bei den Letten	9
III. Bei den Esthen	15
IV. Zwischenspiel	20
V. Der Schritt des Schicksals	24
VI. Erste Amtstätigkeit	35
VII. Republik Cesti	40
VIII. Die Soldatenräte	45
IX. Republik Latwija	50
X. Deutsche und Letten im Baltenslande	56
XI. Der Einbruch der Roten Armee	63
XII. Die weiteren militärischen Ereignisse	68
XIII. Der Kampf um Riga	75
XIV. Republik Mitau	88
XV. Die neue Lage	93
XVI. Reisebilder	97
XVII. Letzte Tage in Kurland	103
XVIII. Am Ausgang der deutschen Ostpolitik	107
XIX. Polemik	112
XX. Ausklang	121
Namenregister	124



Deutsche Stimmen

Wochenschrift · Herausgeber:
Dr. G. Stresemann · M. d. R.

Die „Deutschen Stimmen“ sind die führende Wochenschrift der Deutschen Volkspartei, die von großen Gesichtspunkten aus den Gang von Politik und Wirtschaft verfolgt. Leitende Persönlichkeiten des geistigen und politischen Lebens nehmen in ihnen zu den Problemen des Wiederaufbaus und den Strömungen deutschen Geisteslebens Stellung. — Wer diese Ideen und ihr Entstehen in Gegenwart und Vergangenheit kennen lernen und den Gang der parteigeschichtlichen Entwicklung verfolgen will, zugleich auch in die tieferen Zusammenhänge politischer Entschlüsse Einblick zu gewinnen wünscht, wird in dieser Zeitschrift Stoff und Anregung in reichstem Maße finden.

Staatspolitischer Verlag GmbH
Berlin SW 48

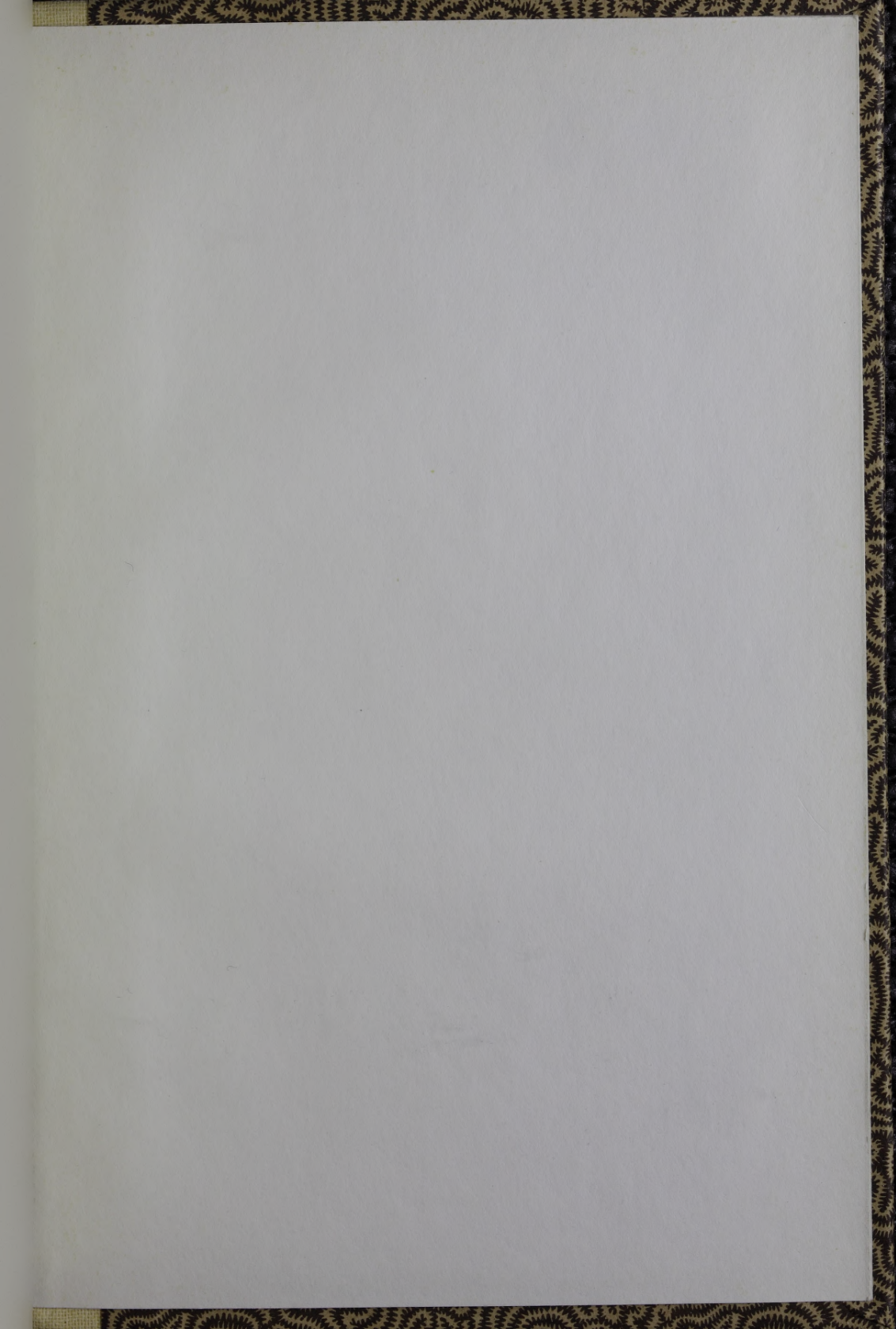
Jahresbezugspreis 36 M · Halbjährig 18 M
Einzelnummer 1 M.

Bestellungen nehmen alle Postanstalten, Buchhandlungen sowie auch der Verlag entgegen.

Staatspolitischer Verlag, G. m. b. H.
 Berlin SW. 48, Friedrichstraße 226.

Preußen und der Einheitsstaat.	
Von Dr. Otto Boelitz, M. d. p. L.	Geh. 3.50
Die Ideenwelt des Bolschewismus. Von Heinrich Bosse	" 2.—
Der Weg ins Freie. Von Dr. M. Brauer	" 5.50
Ich bin ein Preuße. (2. Aufl.) Von Josef Buchhorn	" 1.—
Hindenburg. Von Josef Buchhorn	" 8.50
	Geb. 12.50
Der deutsche Pazifismus. Von Dr. Kurt Gaebel .	Geh. 6.—
Videant consules. Von Dr. Erwin Goerke	" 9.—
	Geb. 14.—
Der wirtschaftliche Niedergang.	
Von Dr. Otto Hugo, M. d. R.	Geh. 2.50
Ein Jahr Rede- u. Räte-Republik. Von Emil Kloth	" 1.—
Arbeiterchaft u. Sozialdemokratie. Von Emil Kloth	" 2.50
Braucht der Staat die Religion? Von Dr. Otto Neumann	" 4.—
Das ländliche Siedlungswesen. Von Dr. jur. Ponsick	" 5.—
Die Ostfrage. Von Arnold Rechberg	" 3.50
Die Lohntheorie des Karl Marx. Von Herm. Schöler	" 6.50
Insel Ostpreußen. Von Dr. Gerhard Schulze-Pfaelzer	" 3.50
Der Kardinalfehler unserer Politik.	
Von Dr. Wilh. Spickernagel	" 7.—
Ludendorff. (3. Aufl.) Von Dr. Wilh. Spickernagel	" 6.50
	Halbl. Geb. 9.50
	Ganzl. " 30.—
Die Schuld am Kriegsausbruch. Von Erwin Heiden	Geh. 5.—
Von der Revolution bis zum Frieden von Versailles.	
Von Dr. G. Stresemann, M. d. R.	" 12.—
	Halbl. Geb. 19.50
	Ganzl. " 32.—
Die Wahrheit über die deutschen Kriegsverbrechen.	
(4. Aufl.) Von D. v. Stülpnagel	Geh. 3.—
	Halbl. Geb. 10.50
Die preussische Verfassung	Geh. 4.—

Zu haben in allen Buchhandlungen oder unmittelbar vom Verlag.
 Preise mit üblichem Steuerzuschlag. Versandkosten besonders.



LATVIJAS NACIONĀLA BIBLIOTEKA



0306115763